

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 52.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von W. Kautsky.

(Schluß.)

Fritz hatte indes in diesen schweren Tagen für alle und für alles gesorgt. Er hatte überdies, seinem Kontrakt gemäß, noch einmal aufzutreten, und er sang den Radamès mit einer andern Alba, da die Bianca sich an diesem Abend als „unpäßlich“ hatte melden lassen.

Das launische Publikum, durch diese Abgabe des vergötterten Lieblings verstimmt, verhielt sich ihm gegenüber weit kälter als das erstemal; nichtsdestoweniger drang der Impresario auf Abschluß des Kontrakts, und er hatte ihm einen mit höchst annehmbaren Bedingungen unterbreitet, aber Fritz wies das Engagement mit aller Entschiedenheit zurück.

Er dachte nicht mehr daran, zur Bühne zu gehen.

Seine vielfältige künstlerische Begabung hatte mit einemmale ein festes Ziel gefunden.

Da Alfred unfähig war, die vom Grafen übernommene Arbeit auszuführen, so übernahm Fritz die Vollenendung, und er arbeitete mit Lust und Liebe daran. Er arbeitete vorerst noch für den Freund und um Geld ins Haus zu bringen, aber er füllte zugleich, daß ein tüchtiges Können in ihm ruhe, ein künstlerisches Vermögen, das nun mit einemmale siegreich hervorgebrochen und zu ganz selbständigem Schaffen dränge.

Alfred bestritt es ihm nicht mehr.

Der Graf hatte einen Vertrauensmann entsendet, einen tüchtigen Kenner, der nach der Arbeit und ihrer raschen Beendigung sehen sollte, und diesem hatte Alfred selbst den Freund als den allein Beteiligten, dem sowol die Idee als die Ausführung zuzuschreiben sei, vorgestellt.

Dieser interessirte sich für den jungen Künstler, dessen Eigenart er sofort erkannte, die ihn mehr für das dekorative Fach, aber hier in ganz hervorragender Weise, befähige.

Viel Leinwand und große Pinsel brauche Fritz Berger, bemerkte er scherzend, um seiner Phantasie und seiner flotten Hand freien Lauf zu lassen. Er riet ihm die Ausschmückung großer Säle und Theater zu übernehmen und namentlich die der Bühnendekoration.

Er werde sich in diesem Genre zwar kein großes Vermögen erwerben, aber er werde viel Beschäftigung und dabei sein reichliches Auskommen haben und, da er hervorragend in diesem Fache, nur wenige Konkurrenz finden, völlige Unabhängigkeit sich sichern. Das war, was Fritz verlangte, was sein freier, kräftiger Sinn bedurfte: Freiheit, ihm zuzugende Arbeit und eine mäßige Wohlhabenheit. Es sollte sich ihm verwirklichen. An

einem der nächsten Morgen aber vermochte er nicht, wie er's in der letzten Woche getan, alle Aufmerksamkeit dem nun bald beendeten Fries zuwenden, ruhig vor der Staffelei zu stehen, und wenn er auch Pinsel und Palette zur Hand nam, so legte er sie doch bald darauf wieder weg, und er rante in dem Atelier auf und nieder, bald nach der Uhr, bald nach der Sonne sehend, weil er heute weder der einen noch der andern trauen mochte; sie gingen ihm beide zu langsam.

Hierauf trat er in das anstoßende Gemach, in dem die Kleine und Domenika sich befanden und wo, auf seine Anordnung, alles behaglicher und gefälliger geworden war.

Nach den neuen Arrangements, die hier getroffen worden, konnte man erkennen, daß dies Zimmer bestimmt war, Gäste aufzunehmen. Und so war es auch.

Tante Luise und Minna sollten hier wohnen, und sie sollten heute mit dem Mittagszuge eintreffen.

Endlich wird er die Geliebte wiedersehen, — wie sein Herz pocht in Erwartung dieser nahen glücklichen Wirklichkeit! Aber ehe er das Haus verließ, trat er mit leisem Schritt noch einmal in die Krankenzstube. Seit gestern schöpfe man neue Hoffnung, daß Marie erhalten bleiben dürfte. Die starke Gefäßerregung und ihr Puls hatten sich vermindert, sie erschien ruhiger, ihr Schlaf war nicht so vielfach unterbrochen wie bisher.

Auch in diesem Augenblicke schlief sie, und auch Alfred, der seit jener Nacht in unermüdlichster Hingebung sie gepflegt hatte, war nun neben ihrem Bette in einem Lehnstuhl eingeschlafen.

In diesem Zustand der Ruhe konnte man erkennen, wie tief ihn der Jammer berührt, wie traurig er ihn verändert hatte. Das dunkle Har, das ihm wirr über die Schläfe hing, der ungepflegte Bart ließen sein Gesicht fahl erscheinen, seine Augen waren eingefallen, seine Züge schlaff, vom Gram durchfurcht, die elegante, sonst so elastische Gestalt war nun in sich zusammengefallen wie die eines müden Greises.

Fritz betrachtete ihn, und seine Brust hob sich in einem Seufzer, wie in unendlichem Mitleid. Ach, wenn es doch nur war wäre, wenn die Besserung anhielte, wenn sie uns nur für einige Zeit noch erhalten bliebe, es würde ja auch seine Erhaltung bedeuten; wie sollte er's denn überstehen, der Ärmste! Dann trat er auf den Lehensspitzen an das Bett heran, und ängstlich forschend beugte er sich über die Kranke.

Die heftige Röthe war von ihrem Antlitz gewichen, es erschien sehr blaß, blaß bis in die Lippen. Aber hatte der Arzt nicht

versichert, es wäre als ein günstiges Zeichen zu betrachten, wenn die Konfessionen nachließen? Und sie schlief so sanft, so fest, die Brust hob sich kaum unter dem immer noch raschen, aber matten Schläge des Herzens. Möchte dies alles ein Zeichen der Genesung sein!

Es war ein brünstiger Wunsch, der aus der Tiefe eines Freundesherzens kam.

Er entfernte sich. Er ging nach dem Bahnhofe. Er war eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges erschienen und mußte warten.

Jede Minute erschien ihm eine Ewigkeit.

Endlich brauste der Zug heran. Die Waggontür wurde geöffnet — seine Augen hatten die schon gefunden, die er suchte.

„Minna!“ Im nächsten Augenblick hält er sie in seinen Armen und er küßt sein Mädchen im stürmischen Entzücken des Wiedersehens, küßt es wiederholt und heftig, trotz all der müßigen Gaffer, die sie umstanden.

Sie ist dieselbe — ganz seine Minna, — die lange Zeit hat sie nicht verändert, Arbeit, Kummer und Sorge haben diesem kräftigen gesunden Körper, diesen jugendlichen Zügen nichts anhaben können; nur das Auge blidt größer, bewußter noch; geklärt erscheint sie ihm deshalb, fast verklärt; als sie aber nun, sich enger an ihn schmiegend, voll Glückseligkeit ihm tief ins Auge schaut und lächelt, da findet er in diesem Lächeln, in den Grübchen, die sich in den Wangen bilden, den alten süßen Schelm; ach ja, dies Lächeln, so gut, so mild, so voll Herzensfreudigkeit, es bringt ihm alles Glück, es bringt ihm seine ganze Jugend wieder.

Tante Luise erlaubt sich, endlich sich ihnen bemerkbar zu machen, und Fritz umarmt die alte gute Freundin und ist sofort ernstlich bemüht, diese Vernachlässigung wieder gut zu machen.

Sie fragen nun beide, wie aus einem Munde, in besorgter Dringlichkeit nach Marie.

„Besser,“ lautet die Antwort, „wir haben wieder Hoffnung.“

O, dieser Schimmer von Hoffnung, er gibt ihnen den Mut, sich ihrem Glücke ganz hinzugeben, und es scheint zu wachsen mit jedem Blick, mit jedem Händedruck.

Die Damen saßen in der Gondel auf dem dunklen Riffen, Fritz auf einen Tabouret vor ihnen; der aufgesspannte Leinenbaldachin schütz sie vor der Mittagssonne und jedem zudringlichen Blick, und er hält die Hände seiner Minna in den seinen und sie tauschen in Wort und Blick die vertraulichen Geständnisse ihrer alten Liebe und einer verschämteren neuen, die mit noch süßeren Ahnungen sie erfüllt.

Er gehört ihr ganz und fürs Leben, er braucht es ihr nicht zu sagen, sie weiß es, und sie weiß auch, daß in ihrer Liebe jene Macht und jener Geist liegt, die die Ehe zu einer alles befriedigenden Gemeinschaft macht. Was sie aber nicht weiß, daß ist, daß seine Treue einen so gefährlichen Strauß zu bestehen hatte, und daß es einen Augenblick sehr fraglich gewesen, ob er als Sieger daraus hervorgehen würde. Sie wird nie davon erfahren, und ihre Ruhe und Heiterkeit wird durch nichts getrübt werden, und so wird sie eine unter der kleinen Zahl jener glücklichen Frauen sein, die arm, one Mitgift, von einem ehrlichen, braven und kräftigen Mann geliebt und geheiratet wird und Ehre, Freiheit, Liebe, diese höchsten Güter auch des Weibes, als ein Geschenk dem einen hingeben darf, den sie selber liebt und dem ihr ganzes Herz gehört. Ein seltener Fall! ein viel seltenerer, als man zu glauben geneigt ist, und er wird unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen immer seltener werden; und doch hat unsere Gesellschaft in Beziehung auf das Weib nur diesen einen Fall vorausgesetzt, in ihren Sitten und Gesetzen nur diesen einen in Betracht gezogen. Nur in diesem kann das Weib Glück und Achtung und alle Annehmlichkeit des Lebens finden, aber für die Millionen, die dies schöne Ziel nicht erreichen, die garnicht heiraten, oder die, die unter dem Druck der Verhältnisse oder infolge ihrer Unwissenheit ihre Freiheit, ihre Ehre, ihre Liebe einem Unwürdigen, oft einem Elenden hingeben müssen, für alle diese hat das Leben nur Enttäuschungen, Gefahren, Jammer und Verhöhnung. —

Die Gondel hält an der schönen altersgrauen Fassade des Palazzo, den Alfred in Miete genommen, Fritz hilft den Damen heraus und sie steigen die breite Treppe hinauf. Niemand kommt ihnen entgegen, alles bleibt stumm.

Ein banges Gefühl des Schreckens erwacht in ihnen. Fritz fährt die Damen in ihr Wohnzimmer.

Das Mädchen sitzt hier in seinem Körbchen, es ist allein und es streckt den Ankommenden im fröhlichen Zaudern die Händchen entgegen.

Aber was ist das? Ein Weinen dringt aus dem Gemach nebenan, sie begeben sich dahin. Domenika, die Schürze über den verrauten Kopf gezogen, lauert in einer Ecke des Ateliers und schluchzt herzbrechend unter ihrer Hülle; Cencio sitzt neben ihr, sucht sie zu beruhigen und schluchzt dabei kaum minder heftig. Domenika ziet, als sie die Eintretenden bemerkt, die Schürze von ihren tränenüberströmten Augen, sie will sprechen, aber sie bringt keinen Laut aus ihrer Kehle.

Fritz stürzt nach dem Krankenzimmer, in äußerster Bestürzung und dennoch vorsichtig auftretend folgen die Frauen.

Marie liegt wie vorhin, als Fritz sie verlassen, in ihrem Bette, blaß und ruhig, ein Lächeln fast der Befriedigung auf dem schönen sanften Gesicht; sie schläft — noch immer?!

Ach, ein Blick auf den Gatten sagt ihnen alles. Der Unglückliche sitzt an ihrer Seite, die Hände ineinander gepreßt, den großen leeren Blick starr auf sie geheftet, als könne er das Schreckliche noch nicht begreifen, nicht erfassen — als müsse er eine Bewegung noch erspähen, ein Zeichen, daß sie lebe, — und er schreckt auf, — er sieht die Schwester, er erkennt sie, und aus der Betäubung, die das Entsetzen über ihn gebracht, erwachend, stürzt er mit dem herzzerreißenden Ausruf: „Sie ist tot!“ onmächtig zusammen.

Neunzehntes Kapitel.

Es ist völlig Nacht geworden. Eine heiße, zauberhaft schöne Nacht Venedigs.

Die Sterne spiegeln sich im ruhigen Glanze in dem dunklen unbewegten Wasser des Kanal Grande und überall herrscht Ruhe; eine sanfte, träumerische Stille.

Sie wird plötzlich unterbrochen durch eine lange Reihe heranziehender Gondeln, die, dicht besetzt, eine fröhliche, enthusiastische Schar vorüberführen. Und der Sternenschein erleuchtet und die dunklen Ufer erscheinen noch dunkler im Kontraste zu dem glänzenden Schauspiel all dieser lichtstralenden Schiffe, die mit Lampen und Campions bestückt sind, und an deren Vorderteil von Zeit zu Zeit ein farbiges Bengalfener aufblamt.

Und die weiche Lust durchzieht ein Singen und Klingen, und immer lautere Lust, Rufen und Lachen ertönt weithin aus diesen Gondeln, in denen die Jugend Venedigs einherzieht, den Kanal Grande entlang, nach dem Fondamento Venier.

Dort ist das Ziel, dort, wo die göttliche Bianka, die Diva Venedigs, ihren Wonsitz aufgeschlagen, und sie kommen alle, all ihre Verehrer und Bewunderer, um ihr einen letzten Gruß, die letzte Huldigung darzubringen, ehe sie den Dampfwagen besteigt, der ihnen die angebetete Künstlerin entführen wird für lange Zeit.

Und jetzt drängt sich die Menge nach den Brücken und sieht dem Zuge nach und lacht und schreit voll Entzücken und winkt und klatscht in die Hände. Und die vorüberziehenden Gondeln werfen auf die düstern verwitterten Paläste ihren leuchtenden, grellen Schein; er dringt durch die offenen Fenster und huscht die hohen Zimmerdecken entlang — hier fällt sein Widerschein auf die Bahre, in der Marie liegt, in Weiß gehüllt, von duftenden Blumen umgeben; er erhellt ihr Gesicht, einst so schön, nun blaß und starr, so fremd schon — so vergangen. — Armes Weibchen, du Poesie einer vergangenen Zeit, das im Kampfe ums Dasein, in Konkurrenz mit stolzeren und kraftvolleren Organisationen nicht einmal den fargen Boden mehr findest, der seine geringen Lebensbedingungen ihm erfüllen würde, du zarte Frauenblüte wirst aussterben!

Der Widerschein huscht weiter.

Im nächsten Zimmer sind Minna und Fritz, der Schmerzgebeugte Gatte, in ihrer Mitte.

Gebrochen ruht er an der Brust der Schwester, sie ist die einzige, die Macht über ihn gewonnen, die ihn vor Verzweiflung zu schützen wußte und ihn gelehrt hat, für sein Kind zu leben.

Nicht mit Trostgründen versuchte sie's; nichts kann uns trösten über einen geliebten Toten, denn tief im Innersten, als ein Naturgesetz empfinden wirs, daß dieser eine, den wir liebten, daß diese Individualität für immer, ach für immer uns gestorben ist. Wärs anders, empfänden wir in unserem Herzen nicht die tiefe Trauer, die oft auf lange Zeit hinaus unser eignes Glück vernichten kann.

Minna gedachte anfänglich den Bruder nicht von sich zu lassen, aber sie erkannte bald, daß jede Anerkennung, welche Fritzens Arbeiten geizt würde, ihm, dem Darniedergebrückten, nur eine Entmutigung und eine Bitternis sein würde; so kam sie denn mit

Fritz überein, daß es das geratenste wäre, Alfred zur Annahme seiner glänzenden Stellung zu bewegen, die ihn an den Hof des Herrschers von Siam berief. Es gelang. Der arme Alfred füllte es ja selbst, daß nur eine gänzliche Veränderung seiner Lebensverhältnisse, daß Arbeit und beständige Anregung von außen, ja Mühsal und Strapazen selbst, ihm allein das Leben ermöglichen konnten, vielleicht aber, und das war ihm in dieser Zeit eine Art Trost, raffte ihn auch bald das Klima hinweg.

Minna hatte hierauf versucht, den Schmerzdurchsättigten aus dem Zimmer, wo seine Marie ruhte, zu entfernen. „Sie ist nicht mehr tot,“ sagte sie in ihrer zärtlichen, bedeutsamen Weise, sie, die du liebtest, sie ist in deinem Herzen, dort lebt sie fort, sowie in uns allen, dort müssen wir sie auffuchen. In der Erinnerung bewahre ihr Gedächtnis, dort halte es hoch und heilig, und wenn du glaubst, daß du gegen sie gefehlt hast, dann suche das Unrecht in dir selbst zu fühlen, versuche dich zu veredeln in dem Gedankens an sie. So wirkt sie noch im Tode fort. Und wenn du nach Zaren von Indien zurückkehrst, gekräftigt und gesund, dann sollst du in Klein-Marietta, die einstweilen Fritz und mir gehört, die wir schon als unser Kind betrachteten, dann sollst du in der heranwachsenden Tochter die Mutter wiederfinden. Ich verspreche es dir.“

Sie brachte ihm das kleine Mädchen, das lustig strampelte und lachte, und legte es ihm in den Arm; er drückte es an seine Brust, und Tränen der Bitterkeit, der Vaterliebe, Tränen der Erleichterung stürzten aus seinen Augen und neigten das frische liebe Kindergezicht.

Der Widerschein erlosch; die erleuchteten Gondeln sind weiter gezogen.

Noch haben sie Fondamento Venier nicht erreicht, und schon schwirren die Gitarren, und im Chöre ertönen die Lieder zu Ehren der Bianca, und es erbraust ein lautes, weithin schallendes „E viva!“

Elvira befindet sich im Gartenpavillon, sie vernimmt diese Ovationen, sie ist darauf vorbereitet.

Es ist der letzte Abschied, den ihr die Stadt bringt, sie selbst hat schon Abschied genommen von allen. Noch in dieser Nacht wird sie Venedig verlassen, ihre Reise nach Amerika antreten, um alles zurückzulassen, was seit ihrer Kindheit ihrem Herzen teuer gewesen. Nein, nicht alles, Tante Luise, die alte Jungfer, die ihr ganzes Leben in uneigennützigster Weise den Armen und Verelbten geweiht, die stets bereite Helferin und Trösterin der

andern — sie get mit ihr. Elvira hängt weinend an ihrem Halse, — der ganze Schmerz der Trennung wühlt in ihrem Herzen.

„Marie ist tot!“ schluchzt sie, „und ich verbanne mich selbst; muß fortan leben in einem fremden Lande, unter fremden Menschen; halte mich, drücke mich fest an deine Brust, die einzige, an die ich mich lehnen darf — ach, außer dir Luise, ist mir ja nichts in dieser Welt, gar nichts geblieben!“

Luise strich zärtlich über das dicke dunkle Haar ihrer Nichte, das sich an ihre Wange schmiegte.

„Dir bleibt ein unvergänglicher Schatz,“ sagte sie mit ihrer weichen Stimme, „der in dir lebt als ein hohes, beseligendes, das dich immer erfreuen und erquickend wird, wo du auch seist, und warest du auch ganz allein. Es ist die Kunst, Elvira.“

Elvira sah auf, und ein schöner Strahl tiefinnerlichen Feuers und geistigen Lebens brach aus den feuchten, von Tränen noch verschleierte Augen. Sie fuhr mit der einen Hand über die Augen, die Tränenspur hinweg zu wischen, mit der andern drückte sie fest die Hand derjenigen, die ihr die ersten Wege zu dieser Göttlichen gewiesen: „Ja, mir bleibt die Kunst, und ich will ihr mein ganzes Leben weihen!“ Dann leiser und sich dem Or der Tante zuneigend: „Und noch etwas neme ich mit mir fort, das mir in all dem Leid und Weh der letzten Tage wie ein Sonnenstrahl im Herzen aufgeglommen, die sichere Empfindung, daß ich mich gereinigt von all den lockeren Anschauungen und all den frivolen Bedürfnissen, die einer verderbten Atmosphäre entkeimt waren. Jetzt, auf der Höhe meiner Kunst stehend, ökonomisch frei, jetzt erst werde ich das Recht haben, nach meinem Sinne und mir selbst zu leben, und jetzt werde ich auch meine Frauenehre mir bewahren können.“

„E viva la Bianca!“ erscholl es. Die erleuchteten Gondeln kamen herangezogen, den Kanal in einen Feuerstrom verwandelnd; am Fondamento Venier stellten sie sich im Kreise auf. Eine begeisterte Menge war da erschienen, um seinem Liebling zu huldigen, und man begehrte nun stürmisch nach seinem Anblick. Der Chor begann seine Lob- und Liebeslieder, in feurigen Weisen die Kunst besingend und die Künstlerin.

Elvira laufte, und von Luise begleitet, trat sie aus dem Gartenhause auf die Terrasse; sie verneigte sich dankend, mit ihrem reizendsten Lächeln.

Ein frenetischer Jubel brach los, ein vielhundertstimmiges: „E viva der Göttlichen, der Herrscherin!“

Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Nunmehr zu einer näheren Betrachtung des Familienlebens in der Behausung des Griechen und Römers übergehend, haben wir zuerst die Formen ins Auge zu fassen, unter denen bei beiden Völkern die Ehe, durch welche jenes begründet wurde, geschlossen zu werden pflegte. Wir werden dabei auf Grundsätze stoßen, die von denen, welche leider heutzutage in den meisten Fällen bei Eheschließungen bestimmend einwirken, nicht allzusehr verschieden sind.

Als der hauptsächlichste Zweck der Ehe war bei den Griechen die Erzielung rechtmäßiger Nachkommenschaft angesehen, und zwar wollte man dadurch einer dreifachen Pflicht genügen, erstens gegen die Götter, denen man Diener hinterlassen soll, dann gegen den Staat, dessen Bestehen durch Hinterlassung von Nachkommenschaft zu sichern ist (in Sparta, wo der Mensch überhaupt nur für den Staat da war, wurde dies sogar als der einzige Zweck der Ehe angesehen, und die Ehelosigkeit hatte die Vererbung gewisser bürgerlichen Rechte zur Folge, der Hagestolz galt geradezu für ehrlos und mußte sich manchen Schimpf gefallen lassen), und endlich gegen das eigene Geschlecht, das schon deswegen erhalten werden soll, um die Pflichten gegenüber den Verstorbenen, Ausschmückung der Gräber, Behütung der Familieneigentümer, fortbauend zu erfüllen. Die wirkliche Herzensneigung trat gegen diese Rücksichten vollkommen in den Hintergrund, wenn auch natürlich in manchen Fällen und unter besonderen Umständen die gegenseitige Liebe das hauptsächlich bewegende Motiv bei der Heirat bildete, — unter besonderen Umständen, weil ja bei der Abgeschlossenheit, in welcher das griechische Mädchen bis zur Verheiratung gehalten wurde, eine Annäherung der beiden Ge-

schlechter in der Regel garnicht möglich war. Die öffentlichen Feste, bei denen die Jungfrauen in Chören und Tänzen mitwirkten, waren vorher für dieselben die einzige Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen und mit jungen Männern in Verkehr zu treten. In den meisten Fällen sahen sich die jungen Leute bei der Verlobung zum erstenmal. Oft vermittelte lediglich der Vater die Heirat, und die Rücksichten auf Mitgift, auf den gesellschaftlichen Rang waren die entscheidenden.

Vor allem galt es als das Erfordernis einer rechtsgültigen Ehe, daß Gatte und Gattin bürgerlicher Abkunft waren. Die Kinder aus der Ehe eines Bürgers und einer Nichtbürgerin waren illegitim (ungefetzlich), und es stand ihnen nach dem Tode des Vaters nur ein Anspruch auf höchstens tausend Drachmen zu; sie waren auch bereits nach solonischem Gesetz (Solon, Gesetzgeber der Athener, von 635 bis 559 v. Chr.) vom Bürgerrecht ausgeschlossen, welche Bestimmung späterhin zweimal ausdrücklich erneuert wurde. Zwei Frauen zu haben (Bigamie) war freilich nicht erlaubt, doch geschah es, daß der Mann neben der rechtmäßigen Gattin noch ein Nebenweib hatte, ein Verhältnis, wie wir es schon bei Homer finden. Verwandtschaft war kein Hindernis für eine Eheschließung; es kamen sogar Ehen zwischen Halbgeschwistern vor, wengleich dieselben wol nicht häufig waren und warscheinlich vor dem allgemeinen Sittlichkeitsgefühl keine Billigung fanden. Bei entfernteren Verwandtschaftsgraden wurde die Ehe zwischen Verwandten selbst als wünschenswert angesehen und in dem Falle, daß in einer Familie keine männliche Nachkommenschaft vorhanden war, sogar durch das Gesetz begünstigt.



Bei dem Mangel an männlichen Nachkommen nämlich ging die Erbfolge auf die Töchter über, die dann Erbtöchter hießen. Den nächsten Anspruch auf die Erbtöchter aber, da dieselbe nicht sowol als selbständige Erbin, sondern vielmehr als Mittel, die Erb-

schaft auf Männer zu übertragen, angesehen wurde, hatte der nächste männliche Verwandte, der dieselbe, wenn sie sich etwa vor Erlangung des Vermögens verheiratet hatte, selbst ihrem Manne streitig machen durfte. Der darin zugestandene Anspruch auf das



Gebirgsschlucht im cilicischen Taurus. (Seite 644.)

Vermögen der Erbtöchter konnte, solange dieselbe lebte und selbst noch bis fünf Jahre nach ihrem Tode geltend gemacht werden. Armen Erbtöchtern stand es dementsprechend frei, von dem nächsten männlichen Anverwandten zu verlangen, sie entweder zu heiraten oder ihnen eine seinen Vermögensumständen gemäße Ausstattung zuteil werden zu lassen. Die Sorge für die Erbtöchter, selbst noch während ihrer Ehe, lag dem Archon (Vormund) ob, in

dessen Befugnis es stand, ihnen zugesagte Beleidigungen entweder selbst zu ahnden oder gerichtlich zu verfolgen.

Der Verheiratung hatte nach dem Gesetz die Verlobung voranzugehen, indem die Braut von ihrem Vater oder wer sie sonst vertrat (Vormund, Bruder oder ein anderer Verwandter väterlicher Seite) dem Bräutigam feierlich versprochen wurde. War diese Formlichkeit unterlassen worden, so waren den Kindern sowol

ihre staatsbürgerlichen Rechte wie ihre Erbsprüche benommen. Bei der Verlobung bestimmte man die Mitgift, deren Mangel zwar die gesetzliche Gültigkeit der Ehe nicht beeinträchtigen konnte, aber immer etwas unschickliches hatte, so daß zuweilen, um ein solches Mißverhältnis auszugleichen, wohlhabende Bürger sich vereinigten, um für die Braut eine Ausstattung aus ihren eigenen Mitteln zu beschaffen. An die Mitgift der Frau hatte der Mann kein Eigentumsrecht, sondern es stand ihm nur der Nießbrauch des von dieser eingebrachten Vermögens zu.

Außer der eigentlichen Mitgift pflegte die Braut noch manichfache Gegenstände als Aussteuer zu erhalten, für welche freilich schon durch die solonische Gesetzgebung ein gewisses Maß vorgeschrieben war. In Sparta war durch die lykurgischen Gesetze (Lykurg, der Gesetzgeber der Spartaner, um 820 v. Chr.) jede Art von Mitgift untersagt, damit nicht mehrere Güter in den Besitz eines einzelnen gelangten. Ganz verschieden von dem späteren war das Verhältnis in der frühesten (heroischen) Zeit gestaltet, indem der Mann die Frau durch Geschenke gewann, sie gewissermaßen durch Kauf an seine Seite brachte.

Vor dem Hochzeitstage, der übrigens mit besonderer Sorgfalt ausgewählt zu werden pflegte, damit die Gatten kein Unglück treffe, fanden verschiedene Gebräuche statt, denen vor allem ein den Schutzgöttern der Ehe, namentlich dem Zeus und der Hera, vielleicht auch der Artemis (als Göttin der Geburten und Ernährerin der Jugend), dargebrachtes feierliches Opfer voranging. Am Tage der Hochzeit selbst namen Bräutigam und Braut ein Bad, wozu das Wasser aus einer wol für jede Stadt bestimmten Quelle, in Athen aus der Kallirrhoe, geschöpft wurde. Der Bräutigam holte die Braut gegen Abend auf einem mit Ochsen oder mit Pferden bespannten Wagen ab, auf welchem die letztere ihren Platz zwischen dem Bräutigam und einem nahen Verwandten einnahm. In Sparta herrschte, um auch in diesem Falle die List und die Kühnheit des einzelnen zu erproben, die Sitte, daß die Braut, natürlich mit Zustimmung der Eltern, vom Bräutigam geraubt wurde. Ging man eine zweite Ehe ein, so fand die Heimführung der Braut durch den Bräutigam nicht statt, sondern sie wurde ihm von einem Verwandten oder Freunde zugebracht. Das vorher gefaltete Brautpar war bei dem Zuge nach dem Hause des Bräutigams mit festlichen Kleidern und Kränzen, die Braut auch mit einem Schleier geschmückt, und es wurden ihm Fackeln vorangetragen. Die eigentliche Hochzeitsfackel zündete die Mutter der Braut an. War der Zug unter Absingung des Brautliedes (Hymenaios) durch den Chor der Jünglinge und Jungfrauen mit Flötenbegleitung in dem mit Laubgewinden geschmückten Hause des Bräutigams angekommen, so wurde zunächst Raschwerk ausgestreut und dann das Hochzeitsmahl abgehalten. Zu dem letzteren waren mehr oder minder zahlreiche Gäste geladen und auch Frauen zugegen; die Abhaltung desselben galt vor Gericht als Beweis, daß die Frau auch wirklich Gattin sei. Die Gäste pflegten das Brautpar durch Hochzeitsgeschenke zu erfreuen, unter denen die Gesandtschaften besonders beliebt waren. Nach dem Male wurde die Braut verschleiert in das Brautgemach geführt, vor dessen Tür abermals ein Lied (das Epithalamion) gesungen wurde. Der Gebrauch, das hochzeitliche Par unter gemeinschaftlichem Gesang und Tanz der Jünglinge und Jungfrauen nach dem Hochzeitshaus zu geleiten und scherzhafte Lieder bei dem Hochzeitsmahle und vor dem Brautgemach zu singen, stamte aus den ältesten Zeiten. Nach der Hochzeit brachte dann der Mann seiner Frau, die sich jetzt unverhüllt zeigen durfte, Geschenke, denen sich in der Regel weitere Gaben speziell für diese von verwandtschaftlicher und befreundeter Seite hinzugesellten.

Nach der Verheiratung lebte die griechische Frau wol minder abgeschlossen, blieb aber auch jetzt noch in mannigfacher Beziehung eingeschränkt. Wenn sie z. B. ausging, was nur selten geschah, so sollte immer der Mann darum wissen; auch war sie dann stets von einer Dienerin begleitet. Selbst ärmere Frauen, denen keine Sklaven zu Befehl standen, beobachteten diese Sitte streng, indem sie sich eine Begleiterin mieteten, und glaubten sich dadurch vor dem ganz armen Weibe, das sich die letztere natürlich verweigern mußte, auszuzeichnen. Vermögende und vornehme Damen erschienen in der Öffentlichkeit stets mit einem Gefolge von mehreren Sklavinnen, was freilich von den Sittenrichtern als ein Beweis von Ueberhebung geadelt wurde. Die letzteren lobten ausdrücklich die Frau des Feldherrn Phokion, weil sie sich stets mit einer Sklavin begnügte, wenn sie sich öffentlich zeigte.

Das Verhältnis der Gatten unter einander war im allgemeinen, wie schon angedeutet, mehr auf gegenseitige Achtung als auf

Liebe in unserem Sinne begründet, was, wie gesagt, nicht ausschloß, daß in manchen Fällen gegenseitige tiefe Neigung die Herzen verband. Da die Frau in der Regel noch schüchtern und unentwickelt war, wenn sie die Ehe einging, so hatte der Mann die schöne Aufgabe, sie zu bilden und sie zum Verständnis seiner Individualität heranzuziehen. War der Mann daher auch der Herr und das anerkannte Oberhaupt des Hauses, der die Frau auch den Gerichten gegenüber vertrat, was dieser selbst das Gesetz nicht gestattete, so erschien neben ihm die Gattin doch keineswegs als Sklavin, als seine Dienerin; vielmehr lassen uns alle noch vorhandenen Bildwerke in Malerei und Skulptur, auf denen uns Frauen entgegentreten, erkennen, daß sich dieselben seelisch und physisch frei entfalteten und so jene hoheitsvolle Anmut und seine Grazie offenbaren konnten, die uns auf jenen Denkmälern der Kunst an ihnen vor allem entzückt. Mit dem Eintritt in den Ehestand begann für die Frau in den meisten Fällen eine Bereicherung ihrer Bildung, nicht sowohl durch den Umgang mit dem von Hause aus geistig reiferen Manne, sondern namentlich auch durch den Besuch des Theaters, der ihr gestattet war und neben welchem sie sich auch zu Hause an den klassischen Dichtwerken erfreute, von denen meist jede Familie Abschriften besaß. Der Würde und dem Geistesadel, die sie sich infolge so erlangter höherer Bildung verlieh, entsprechend, pflegte ihr der Mann mit äußerster Rücksicht und Zartheit zu begegnen und in ihrer Gegenwart kein Wort zu äußern, das den Anstand und vor allem ihre Sittsamkeit hätte verletzen können; ein fremder Mann aber wagte nicht, das Haus zu betreten, wenn er die Frau allein oder ihren Gatten daheim wußte.

Neben persönlichen Eigenschaften, hohem Rang durch Geburt etc., war es zuweilen die Größe des eingebrachten Vermögens, das der Frau eine höhere Stellung neben dem Manne, ja, selbst ein Uebergewicht über diesen verlieh. In Sparta erschien die Stellung der Frauen überhaupt freier, und im Hause hatten sie daselbst in noch höherem Grade als in Athen die unbedingte Herrschaft. Vor allem streng war man hier auch in der Bestrafung des Ehebruchs, der in der ältesten Zeit für ein unerhörtes Verbrechen galt. Wenn freilich auch in Athen auf eheliche Treue großes Gewicht gelegt wurde und z. B. dem beleidigten Ehemann das Recht zustand, den Ehebrecher auf der Stelle zu töten, — die Frau ging aller bürgerlichen Rechte verlustig, ebenso der Gatte, wenn er sie nicht verstieß — so erlaubte sich doch hier der Mann selbst nach der Verheiratung manche Freiheiten, wie sie z. B. in dem keineswegs seltenen Umgang vieler Männer mit sogenannten Hetären („Freundinnen“) zutage treten. Die letzteren sind eine eigentümliche Erscheinung im griechischen Leben und haben durch ihren Einfluß auf einzelne Männer in manchen Fällen eine so große Bedeutung für den Staat und die Kultur erlangt, daß sie hier nicht völlig übergangen werden dürfen. Sie übten nicht sowohl durch den Reiz körperlicher Schönheit, als vielmehr und weit öfter durch ihren Geist und durch ihre Feinheit im Umgange auf eine Anzahl der hervorragendsten Persönlichkeiten des griechischen Volkes eine außerordentliche Anziehungskraft aus, und manche derselben haben sich mit einem berühmten Namen auf die Nachwelt vererbt: allen voran Aspasia, welche, wie man wol sagen darf, durch ihren Verkehr mit dem ersten und edelsten Staatsmann Griechenlands, Perikles, dem ganzen Stande einen gewissen Nimbus verliehen hat. Neben ihr sei die Milesierin Thargelia, die Freundin des thessalischen Fürsten Antiochos, die Korintherin Laïs, die schönste Frau ihrer Zeit, die selbst den Diogenes beherrschte, und vor allem die Böoterin Phryne erwähnt, die Praxiteles zum Modell seiner knidischen Aphrodite erwählte und Apelles unter dem Bilde derselben schaumgeborenen, dem Meere entstiegenen Göttin malte. Die Hetären traten zunächst in Korinth, der bunthelebten Stadt des Welt Handels, auf; in Athen erschienen sie an der Oberfläche des öffentlichen Lebens zu der Zeit, als daselbst Reichtum und Leppigkeit immer mehr emporblühten. Vor allem finden wir sie hier im Umgang mit Philosophen, deren Schulen sie besuchten, nicht immer lediglich aus reinem Wissensdurst, sondern meist, um sich die Künste der Dialektik und Rhetorik anzueignen und dadurch für die Männer ihre Reize zu erhöhen. In Sparta suchte man sie vergeblich; desto öfter begegnet man in der Geschichte dieses Staates heroischen Frauen, die bereit waren, demselben alles, sogar ihr Leben zu opfern. Unter den letzteren leuchten namentlich in der Zeit des Untergangs der spartanischen Glanzzeit des unglücklichen Agis Mutter und seine junge Witwe hervor, die sich seinem Nachfolger, dem König Kleomenes, vermählte und nach dem unglücklichen Versuch

des ersten auch diesen ihren zweiten Gatten zur Wiederherstellung des alten lykurgischen Sparta in seiner Strenge und seinem Ruhme anfeuernte, als aber auch dieser Versuch nach kurzem Glückselchlug, mit dem Gemal in Elend und Tod ging.

Die Römer kannten Ehen zweierlei Grades: die wirklich civilrechtliche, d. h. vor dem römischen Gesetz gültige Ehe, welche ursprünglich nur Bürger und Bürgerinnen desselben Standes unter sich, später (von 445 v. Chr. an) jedoch auch Patrizier und Plebejer gegenseitig schließen durften, und die Ehe zwischen Römern und Fremden oder Sklaven, welche zur Folge hatte, daß die aus ihr entspringenden Kinder Fremde oder Sklaven wurden. Außerdem unterschied man in der älteren Zeit sogenannte strenge und freie Ehen. Im ersteren Falle hatte der Mann vollständige Gewalt über seine Frau, sie gehörte ihm wie eine Tochter an und war ganz in dessen Familie übergetreten, ihr Vermögen, sowie alles, was sie später erwarb, waren, da sie für sich nichts erwerben konnte, sein Eigentum; bei der zweiten Art der Ehe, die in der römischen Kaiserzeit allein noch vorkam, blieb die Frau in der Gewalt ihres Vaters oder Vormundes und besaß freies Verfügungsrecht über ihr Vermögen.

Jeder Ehe hatte die väterliche Einwilligung voranzugehen; der Bräutigam durfte nicht unter vierzehn, die Braut nicht unter zwölf Jahren alt sein. Vor der Hochzeit selbst mußte eine förmliche Verlobung stattgefunden haben, bei welcher der Bräutigam seiner Braut einen Ring als Unterpfand für das gegebene Wort überreichte. Mit noch größerer Kengstlichkeit als bei den Griechen wurde für die Hochzeit ein günstiger und glücklicher Tag gewählt. Als unglückliche Zeit galten der Monat Mai, die erste Hälfte des Juni, der Anfang, die Mitte und der neunte Tag jedes Monats, sowie gewisse Feste, auf welche jedoch Witwen keine Rücksicht zu nehmen brauchten. Als besonders günstig betrachtete man dagegen die zweite Hälfte des Juni. Die Hochzeitsgebräuche und Förmlichkeiten waren je nach der Art der einzugehenden Ehe verschieden. Bei der sogenannten freien Ehe und der zwischen Römern und Fremden wurden besondere Ceremonien nicht als wesentlich und durchaus notwendig betrachtet; nur die Heimführung der Braut hatte stattzufinden. Desto zahlreicher und zum Teil mit großen Kosten verknüpft waren die bei Schließung der andern Art von Ehe, sowie bei jeder Heirat unter Patriziern beobachteten Gebräuche. Am Tage der Hochzeit legte die Braut das Mädchenkleid ab und weite sich der Glücksgöttin der Frauen. Zum Hochzeitsanzug gehörte im besondern ein aus Schafwolle geknüpfter Gürtel und ein das Gesicht verdeckender Schleier von citronengelber und feuriger Färbung. In das Haus des Bräutigams wurde die Braut gebracht, indem sie jener, wie bei den

Spartanern, mit denen wir auch in dieser Hinsicht die Römer verwand finden, entweder entführte oder in einem feierlichen Zuge geleitete. Der letztere — oft außerordentlich zahlreich und glänzend, von beiderseitigen Verwandten und Freunden gebildet und von neugierigem und müßigem Volke gefolgt — ging mit Fackelbegleitung und unter Flötenklang gewöhnlich abends vor sich. Die Braut schritt zu Fuß und trug einen Spinnrocken mit Spindel in der Hand; in ihrer Begleitung befanden sich zwei Knaben, deren Eltern noch am Leben waren, und ein Opferknabe. Hatte sich der Zug dem festlich bekränzten und geschmückten Hause des Bräutigams genahet, so umwand sie, um ihre Keuschheit zu bezeugen, die Türpfosten mit wollenen Binden und bestrich, um Bezauberungen vorzubeugen, dieselben mit Schweinefett. Ueber die Schwelle des Hauses gehoben, betrat sie ein ausgebreitetes Schafell und wurde gefragt, wer sie sei, worauf sie antwortete: „Ubi tu, Cajus, ibi ego Cajo!“ („Wo du, Cajus, bist, will ich, Cajo, sein!“). Nun übergab man ihr die Schlüssel des Hauses, und es wurde zwischen den Neuvermählten feierlich ein Speckkuchen geteilt und von ihnen gegessen. Während des hierauf stattfindenden, vom Bräutigam veranstalteten Festmahls wurde ebenfalls unter Flötenbegleitung gesungen; draußen vor dem Hause lärmte dabei die Jugend, unter welcher der junge Ehemann Nüsse auszuwerfen hatte. Nach dem Male geleitete eine verheiratete Frau, gleichsam als Stellvertreterin der Ehestandsgöttin, die junge Gattin ins Schlafgemach und legte sie in das mit der Toga (mantelartiger Ueberwurf) bedeckte Brautbett, worauf sich nun erst der Mann zu ihr in das Gemach begab. Vor dem Letztern wurden nicht bloß Hochzeits hymnen, sondern auch derbe Spottlieder gesungen. Am andern Tage pflegte der junge Mann noch ein Mal zu geben, bei welchem die Gäste und Verwandten den Neuvermählten Geschenke brachten; an demselben Tage verrichtete die junge Frau ihr erstes Opfer im neuen Heim.

Bemerkt sei hierbei noch, daß man in Rom auch das Zusammenleben eines unverheirateten Mannes mit einer unverheirateten Frau niederen Standes als ein völlig rechtliches Verhältnis ansah, wenn die Frau ein Jar in dem Hause des Mannes gelebt hatte, one drei Nächte außerhalb desselben zugebracht zu haben. Eine solche Ehe aber entbehrte aller rechtlichen Folgen, und die ihr entsprossenen Kinder galten als unehelich.

In welcher Weise nun die Griechen und Römer, wenn sie sich durch die Ehe einen eigenen Haushalt begründet hatten, diesen einrichteten, wie sie die verschiedenen Geschäfte des gewöhnlichen Lebens auf den Tag verteilten, das darzulegen wird die erste Aufgabe einiger weiterer Abschnitte sein müssen, in denen wir diese Bilder aus dem Privatleben der beiden ersten Kulturnationen des Altertums fortzusetzen und zu beschließen gedenken.

Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassan.

(Schluß.)

Am 15. April 1632 begrüßte Hoyer mit Freuden die ersten schwedischen Dragoner, die sich jenseit des Lech zeigten und dann schnell verschwanden, um größeren Massen plazzumachen. Am andern Tage erschien der König selbst. Unter dem Schutze dreier Batterien schlug man eine Brücke über den Lech, überschritt ihn und stürmte Tillys Schanzen. Der Alte wurde unmittelbar an Hoyers Seite von einer Falkonettugel am Knie lebensgefährlich getroffen. Er verlangte nach Ingolstadt gebracht zu werden. Ehe man aber die Sänfte herbeischaffte, in der man ihn fortbringen wollte, rief er Hoyer zu sich:

„Mein Son,“ gestand der alte siebzigjährige Mann, „ich habe allezeit nichts geliebt als den katolischen Glauben; für den tat ich alles! Aber bei dir ist's noch eine Ausnahme: reiche Güter der Kirche sind auf den von deinem Großvater hinterlassenen Gütern bei Vättich versteckt; ich vermutete bei dir das Geheimnis, deshalb fürte ich dich mit mir; gleichzeitig liebe ich dich aber aufrichtig und hätte dich gern zum allein seligmachenden Glauben übertreten sehen! Sei nun glücklich; mit mir ist's zu Ende!“ — „Schützt Regensburg!“ rief er den Offizieren, die sein Lager umstanden, zu. „Regensburg und die Krone Bayerns!“ Auf Hoyer deutete er nochmals: „Frei!“

Vierzehn Tage nachher war er tot, Hoyer aber trat tags darauf schon wieder beim schwedischen Heere ein, beglückwünscht von seinen Kameraden, mit Auszeichnung empfangen vom Könige,

an dessen Seite er den glänzenden Einzug in München mitmachte. Nur einer freute sich nicht: der jetzige Rittmeister Berg. Im Zeughaufe zu München hieß Gustav Adolf die Toten auferstehen, denn man hatte dort unter den Bdden 140 Kanonen versteckt nebst einem Schatz von 30 000 Dukaten, welche Beute nun den Schweden in die Hände fiel. Niemand freute sich in den schwedischen Reihen mehr der Ankunft Hoyers als Fuchsnier, Hiltzen, Werbener und Tauscher, seine alten Waffengefährten, die ihm noch besonders Glück wünschten. Hiltzen war bereits zum Rittmeister avanciert, Fuchsnier war sein Nachfolger geworden, denn beide hatten in Leipzig wie die Löwen gekämpft. Auch für Hoyer sollten neue Lorbeeren grünen, als im Juni desselben Jahres der Waldsteiner, dieses mal vom Kaiser mit fast diktatorischen Vollmachten versehen, im Felde erschien und bei Nürnberg Gustav Adolf gegenüber ein besiegtes Lager bezog.

Nachdem sich die beiden Gegner eine ganze Weile von weitem gemessen, fing der Schwede zuerst an zu stürmen, wiewol vergeblich. Am 24. August leitete Graf Hoyer von Mansfeld den letzten großen Sturm auf die besetzten Höhen des kaiserlichen Lagers: vier Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, er bestieg kaltblütig stets ein neues Roß und fürte die Seinigen kühn die Höhen hinan. Hier starb auch der alte Tauscher den Heldentod! Alles war vergeblich! Auf dem Schlachtfelde, noch unter dem Donner der Batterien ernante Gustav Adolf den unerschrockenen

Stürmer zum General und befestigte ihm seinen eigenen Ordensstern an die tapfere Brust. Und nun ging Gustavs Zug nach Norden, bis sich bei Lützen, nördlich von Weissenfels, die beiden großen Schachspieler treffen sollten.

Auf dem Zuge kamen Eilboten zum Heere, die dem Könige die Ankunft von 5000 Mann Hilfstruppen unter Maria Theresia meldeten; beide traf man in Erfurt, wo der König im alten Rathause, wie einst Siegfried von Grimbold, Abschied nam von seiner Herzenskönigin, die hier Tränen bitteren Leides vergoß und sich hier auch zugleich von Erna Skogensen trennte, die in ihre Heimat zurückkehren zu wollen vorgab; in Wirklichkeit aber war Hoyer ihr Ziel.

Man sagt gewiß nicht ohne Grund, daß sich die Bösen instinktiv finden, wie sich die Guten zu einander gesellen. Erna hatte durch Laubelling, der die Königin begleitete, Berg kennen gelernt und von ihm erfahren, daß Hoyer eine andere Liebe. Wahnsinnig vor Eifersucht stachelte sie den neugeborenen Rittmeister an, einmal Jutta, die sich mit ihren Eltern schon früher nach Erfurt begeben, bei Seite zu schaffen und für sich selbst zu sichern, zum andern aber ihr Hoyer zu überlassen.

Wachtmeister Fuchsner war es gewesen, der durch sichere Leute Nachrichten über die Familie Rauek in Leipzig hatte einziehen lassen, um seinem General eine Freude zu machen. Es war ihm schließlich gelungen, ihren Aufenthalt in Erfurt zu erpähen, wo die Ärmsten stille von den in Magdeburg zurückgelegten Notpennigen existierten. Jutta lebte nur noch ein halbes Leben: mit ihrer Angst um das Schicksal des Geliebten kämpfte die Sorge um das Leben ihrer Eltern. Die Mutter lag, von der Todesart und der Angst ermattet, schon seit den magdeburger Tagen totkrank darnieder; nun mußte auch der Syndikus das Krankenlager bestiegen, denn ein schleichenendes Fieber hatte sich seiner bemächtigt.

Es war ein trostloser Tag, als General Hoyer von Mansfeld von der großen Heerschanze, die zu Erfurt stattfand, ermüdet von Fuchsner in eine kleine Wohnung nach den „Hohen Stiegen“ geführt ward, wo ihm Jutta die treuen Hände um den Hals schlang. Hoyer war reich geworden durch seine Beuteanteile und den ersparten Sold; er hinterließ Jutta genug, um ihre Eltern pflegen zu können, und beschloß, für alle ausreichend zu sorgen, sobald die Katastrophe, die unvermeidlich für Norddeutschland zwischen dem katholischen und protestantischen Heerlager bevorstand, sich vollzogen. „Ich heirate dich frisch von der Trommel weg!“ sagte er oft scherzend. „Zwar weiß ich nicht, wie lange mich der Befehl des Königs hier festhält, denn ich fürchte die Nachhut, und lange dauert es nicht, so kommt's in dieser Gegend zum Schlagen! Gebe Gott nur, daß die Eltern bald wieder gesund werden!“

* * *

Es war eine finstere Nacht! Auf einen der letzten schönen Oktobertage war ein kalter unfreundlicher Abend gefolgt, als ein schwedischer Offizier die Feldbedekten jenseit Weissenfels inspizierte. Immer weiter und weiter ritt der einsame Reiter, zog dann ein Pfeischn hervor und tat einen gellenden Pfiff. Nicht lange darauf, so antwortete man. Ein einzelner Reiter trabte daher:

„Lofung?“

„Schweden! — Parole?“

„Einigung!“

„Gut!“

„Wenn macht Jhrs?“

„Morgen um diese Zeit!“

„Bringt Ihr sie weit genug?“

„Übermorgen ist sie in Leipzig!“

„Behandelt sie übrigens gut!“

Man hörte dann Geld klirren, ein Handschlag, und nach zwei Richtungen hin trabten die Geheimnisvollen dahin.

Gräfin Erna hatte in Erfurt eine prächtige Wohnung am Anger bezogen. Ihre Güter hatte sie in Schweden zu Geld gemacht und beschloßen, die strenge Königin, die jetzt doch wol eine Abnung von dem leichtfertigen Leben ihrer Freundin haben mochte und dieses in derben Strafpredigten ausdrückte, zu verlassen, wie gesagt, unter dem Vorwande, ihre Verwandtschaft in der Mark verlange nach ihr. Noch hatte sie Hoyer nicht wieder gesprochen, denn er wich ihr aus, wo er konnte, und so blieb es bei der formellsten äußerlichen Begrüßung. — Eben hatte der General heute einen Besuch bei Jutta gemacht: mit der Tante ging es diese Nacht noch wol zu Ende, meinte er, und lange hatte der Onkel auch nicht mehr zu leben; es war denn Zeit,

Jutta durch ein festeres Band an sich zu binden, damit sie ein Recht auf seinen Schutz habe. Hoyer hatte die besten Aerzte gezogen und für zwei Wärterinnen gesorgt, die ihre Sache verstanden. Auf seinem Wege drängte sich nun ein Knabe an ihn und bot ihm einen Pergamentstreifen. Hoyer las ihn im Lichte der nächsten schwankenden Kettenlaterne und fand die Worte: „Wenn Euch Euer und Juttas zukünftiges Glück am Herzen liegt, so kommt noch heute in das Haus am Anger, wo vor dem Fenster ein Licht brennt.“

Hoyer faßte nach seinen Pistolen, zog den Pallasch fester an sich und schritt dem Anger zu, während seine Gedanken sich bald zwischen Berg und Erna, bald zwischen Fuchsner und der magdeburger Affäre teilten: entweder wollte ihn Erna an sich locken, — doch nein, sie mußte wissen, daß dieses vergeblich! — oder Berg stellte ihm einen Hinterhalt, doch — er war gerüstet; oder Fuchsner hatte in Bezug auf Magdeburg günstige Umstände für die Familie aufgespielt, denn der treue Mensch war unermülich darin, ihm zu dienen und immer neue Ueberraschungen dieser Art zu bereiten, — aber wozu denn dieses geheimnisvolle Benemen? —

Indessen war das Haus erreicht; dort brante das Licht; über dem Eingange kreuzten sich zwei Schwerter; — wer mochte da wohnen? — Er öffnete festen Druckes; sofort gab eine helle Glocke ein weitklingendes Zeichen. Alles blieb dunkel, nach einer Weile aber erschien eine schwarzgekleidete Frau.

„Ihr seid der General?“

„Ja, Frau, — wer will mich sprechen?“

„Kommt herauf!“

Sie leuchtete ihm ehrerbietig voraus, öffnete die Tür und hieß ihn eintreten.

Hinter ihm schloß sich die Tür, eine wolige Wärme umfloss ihn, ein par üppiger, weicher Arme umschlangen ihn stürmisch, ein weicher Mund suchte den seinigen.

Also doch ein galantes Abenteuer! —

In demselben Augenblicke flüsterte eine ihm nur zu bekannte Stimme:

„Habe ich dich endlich wieder, du Trennloser?“

Hoyer schüttelte das schöne Weib mit Ekel von sich, wie der Sturmwind den reifen Apfel vom Baume wirft; er trat zwei Schritte zurück, und während die Rose Licht um Licht entzündete, begann er hochentzündet:

„Also, Frau Gräfin, zu solchen Harlekinauden nehmst Du Eure Zucht, mich nochmals in Eure Schlingen zu locken? Erpart Euch die nochmalige Demütigung einer Weigerung meinerseits. Ich habe Euch einst geliebt,“ betonte er schwärmerisch, „diesem Umstande allein verdankt Jhrs, daß ich Euch weitere Demütigungen erspare. Ich weiß, Ihr seid falsch und treulos; Ihr wißt, ich teile meine Liebe nicht mit Pagen und Stallknechten; Ihr wißt ferner, daß mich ein heiliges Band bindet: also laßt mich ein für allemal in Ruh!“ Er trat zurück und verlangte Führung durch die dunklen Räume.

Die Gräfin aber kam dicht an ihn heran.

„Ihr wollt meine Liebe nicht, gut denn, Euch treffe mein Haß; Euch und sie!“

„Bitte, Frau Gräfin, besudet das reine Wesen nicht durch Nennung an dieser Stätte!“

Sie lachte höhnisch und bitter auf.

„Nous verrons! Allons, Susanne!“

Die Rose leuchtete mit einem vielarmigen Silberleuchter, Hoyer stieg klirrend und festen Schrittes die Treppe hinab.

Während sich diese Szene auf dem Anger abspielte, ereignete sich auf den Hohen Stiegen in der Wohnung der Raueks ein anderer Umstand. In der Dämmerung erschien dort ein schwedischer Soldat und fragte nach Jutta; ihn schickte, meldete er, der Wachtmeister Fuchsner; eilig möge sich die Jungfrau mit ihm begeben, da dem General Mansfeld ein Unfall zugefallen.

„Was ist's?“ flehte Jutta.

„Ich weiß es nicht, man hat mir nichts weiter gesagt.“

Jutta wollte schon so, wie sie ging und stand, fortstürzen, als der Soldat meinte, der General sei auf dem „Steiger“ vor der Stadt, sie möge sich nur warm einhüllen. Als dieses geschehen, horchte Jutta noch einmal angstvoll nach den Atemzügen der beiden Kranken, dann eilte sie, nach kurzen Weisungen an die Wärterinnen, hinweg mit dem Boten. Kaum hatte man das hohe Thor passiert, so warf sich der vermeintliche Schwede auf Jutta, schob ihr einen Knebel in den Mund, fesselte ihre Hände

*) Wir werden sehen! Gehen Sie, Susanne!

und hob sie auf ein bereitstehendes Pferd, neben welchem jetzt ein zweiter Reiter in den schwedischen Farben auftauchte. Dann sprang der erstere hinter Jutta auf, und fort ging's im Galopp. Während der Nacht langten sie schon bei den kaiserlichen Vorposten an, passirten diese und brachten Jutta in das von den Kaiserlichen besetzte Gebiet; von dort schaffte man sie nach und nach gen Leipzig, wo sie bei Verwandten von Erna, der sächsischen Kammerpräsidentenwitwe Zenack, gleich einer Gefangenen und hart gehalten wurde.

In derselben Nacht erhielt Hoyer von Mansfeld Marschordre für den dritten Tag auf Raumburg und Weissenfels. Während dieser ganzen Zeit passirte der letzte schwedische Train Erfurt, und die Arrièregarde unter unserm Helden mußte bald folgen.

Der geringe Schlaf, den der letztere in dieser Nacht genoß, ward noch unterbrochen durch einen seltsamen Traum, über dessen Bedeutung Hoyer nachgrübelte, als er sich morgens früh auf dem Wege nach den Hohen Stiegen befand. Es war ihm nämlich, als wäre er ein Schwan, der leicht im Teiche hin und her seine Kreise zog; neben ihm schwebte eine weiße Taube, seine Gefährtin; da kam ein Geier aus der Luft und drohte sie zu zerreißen. Das litt aber der Phönix nicht, welcher aus den Wolken herbeischloß und die weiße Taube befreite. — Große Bestürzung verursachte ihm nun das Verschwinden Juttas, als er ins Haus trat. Hoyer kam in ein Haus des Todes: beide Gatten waren fast zu gleicher Zeit, one wieder zum Bewußtsein zu erwachen, nach Aussage der Wärterinnen, verblieben, ein Umstand, den Hoyer jetzt segnete, weil er den Aermsten in ihren letzten Stunden die Qual um Juttas Schicksal erspart. Er dachte an Erna und Berg, welcher letztere, obwohl fern, doch seine Hände im Spiel haben konnte. In dieser Meinung ward Hoyer noch bestärkt durch die Aussagen der Wärterinnen über den vermeintlichen schwedischen Soldaten, der als Bote gekommen. Da eine sofortige Untersuchung keinen Desertionsfall ergab, so war nur eins möglich: verkappte Kaiserliche, von Berg dazu im Auftrage der Gräfin gedungen, hatten Jutta in das von den Kaiserlichen okkupirte Terrain entführt. Hoyer wollte sogleich als Repressalie die Gräfin aufheben lassen, aber sie war schon in derselben Nacht aus der Stadt verschwunden. Um so sicherer glaubte der General seiner Sache sein zu können.

Nachdem seine erste Sorge nun den Anordnungen des Heereszuges gegolten, war die zweite der würdevollsten Bestattung der beiden teuren Toten gewidmet, denen ein berühmter Kanzelredner Erfurts die Leichenrede hielt, in welcher besonders hervorgehoben ward, wie durch verbrecherische Hände den Eltern beim Sterben die Tochter entzogen, sodas Fremde diesen die Augen hätten zudrücken müssen. — So hatte es sich Erna gedacht, als sie heimlich mit Jose und Gepäck im sicheren Wagen Erfurt verließ; sie hatte ihren Feind ins Herz getroffen, aber sie wollte ihn noch besser treffen: sterben sollte er und weder sie selbst noch die andre bejagen.

Die dritte Sorge des Generals galt der Auffindung Juttas. Er verfaßte sofort einen Brief an den Waldsteiner; dieses Schreiben mußte Fuchsner, der sich freiwillig dazu erbot, als Parlamentär selbst an das feindliche Hauptquartier besorgen, welches bei Leipzig liegen sollte. Jener Brief aber lautete:

„Edelgeborener Herr Graf,
Kommandirender Generalissimus!

Eurer Erzellenz tue ich zu wissen kund, daß Eure Leute, in die schwedischen Farben gekleidet, mit Hülfe von Verrätherei am 28. des Mts. Oktobris eine Jungfrau mit Namen Jutta, des Syndikus Rautel aus Magdeburg Tochter, meine Waise und verlobte Braut, aus Erfurt geraubt und jedenfalls in sicheren Gewahrsam gebracht haben. In derselben Nacht sind beide Eltern der Jungfer gestorben und diese jetzt ganz auf meinen Schutz angewiesen. Eure Erzellenz sind edelherzig, solches weiß ich, und führen keinen Krieg mit Weibern. Derhalben ersuche ich Hochdieselben, Nachforschung wegen vorbenannter Jutta Rautel anstellen lassen zu wollen und dieselbe bei Auffindung unter sicherer Bedeckung nach Weissenfels zu senden.

Ich verbleibe Eurer Erzellenz ganz ergebenster Kamerad
Hoyer, Graf von Mansfeld,
komm. General der schwedischen Armee,
m. p.“

Daneben stand das mansfeldsche Siegel. — Mit diesem Briefe begab sich Fuchsner dann an denselben Tage, dem 1. November, als die Schweden unter Mansfeld Erfurt verließen und in Schnell-

märchen auf Raumburg losrückten, um die Saale zu gewinnen, zu den kaiserlichen Vorposten. Unterwegs hatte Hoyer eine lange Unterredung mit Stürz in Betreff der Hochzeitsanordnungen, sobald Jutta aufgefunden sei.

Es war am 14. November abends, als bei den Feldwachen sich ein kaiserlicher Parlamentär meldete, der den General Mansfeld zu sprechen wünschte. — Hoyer ward benachrichtigt und besal Verbener, mit einem Zug Dragoner den Parlamentär und seine Begleiter zu geleiten, worauf dieser nach kurzem mit Fuchsner und Jutta, wie einem Boten Albrechts von Waldstein zurückkehrte. Waldstein schrieb:

„Herr Bruder!

Meine Nachforschungen hatten Erfolg; ich sende Euch die Jungfer unter sicherem Schutz. Gehabt Euch wol!

Euer wolgeneigter
Albrecht von Waldstein,
m. p.“

Hauptquartier

Leipzig, den 12. Novembris 1632.

Wer aber wollte wol dieses Wiedersehen beschreiben? Jutta kam in Trauer, denn schon hatte der treue Wachtmeister Fuchsner sie über den Tod der Eltern aufgeklärt und in Leipzig, wo man sie auf Ermittlung des Generals mit Hülfe einer großen Belohnung schnell gefunden, — nicht so aber die beiden Täter — Trauergewandung, passend für die Braut seines Generals, besorgt. Lange lag Jutta am Halse Hoyers, bis dieser sprach:

„Tröste dich nun, teuerste Jutta: ich bin dir jetzt Vater und Mutter, bin dir Bruder und Schwester, bin dir alles! Aber wisse, daß du dich einem Kriegsmann zu eigen gegeben; uns soll Priesters Hand jetzt sogleich vereinigen, doch auf wie lange, das set in Gottes Hand! — Gott, wie du willst!“ setzte er dann mit einem Blick nach oben fromm hinzu.

Im schwedischen Lager zwischen Raumburg und Weissenfels war es bald bekannt geworden, daß Jutta wiedergefunden. Sogleich strömten Hilfen, die Obristen und Rittmeister, wie alle Freunde des Generals herbei und beglückwünschten denselben hocherfreut, während die Bevorzugtesten von ihnen sofort von Hoyer als Trauzugegen geladen wurden. Währendes hatte Stürz seinen besten Talar angezogen, die Bibel ergriffen und sich hinter der großen Trommel aufgestellt, die seine Kanzel und sein Altar zugleich war, und vor die das Brautpar trat, während ringsherum Fackeln die Ceremonie beleuchteten. Wer die zwei edlen Gestalten, Jutta und Hoyer, sah, der mußte gestehen, daß er wol kaum ein schöneres Par gesehen, und daß beide durchaus zu einander paßten und zusammengehörten; niemand aber konnte sich bei dem feierlichen Akt der Tränen erwehren.

Stürz begann seine erste und letzte Traureden, von der er sich damals, als er den „Nordhäuser Teufel“ zusammendestillirte und sein Schüler auf dem „langen Chim“ herumritt, wol nichts hatte träumen lassen. Seine Rede war gedrungen, kurz, feierlich und ergreifend. Dann sang man ein geistliches Lied unter Begleitung der Trompeten und Pauten, und unter einer dreimaligen Musketenfalte wechselten die Brautleute die Ringe.

Hierauf nam das junge Ehepar die Glückwünsche der Versammelten entgegen; die hervorragendsten Offiziere aber traten mit demselben zu einem schnell im großen Wachtzelt improvisirten Male zusammen, bei dem tüchtig potulirt und getoastet ward. — Noch lange nachher sprach man im Lager von dieser vergnügten Soldatenhochzeit vor der Trommel.

In derselben Nacht hatte der verräterische Berg, schon seit langem im Einverständnis mit den Kaiserlichen jenseit der Vorposten, eine Unterredung mit einem kaiserlichen Obersten.

„Ihr garantirt mir meinen Rang?“

„Auf alle Fälle!“

„Und die Feldbinde?“

„Hier!“

Was sie noch weiter mit einander über Stellung und Größe des schwedischen Heeres verhandelten, das verschlang das Dunkel jener rabenschwarzen Nacht; am andern Morgen aber namen die Waldsteinischen ihre Stellung an dem Steindamm ein, der von Lützen nach Leipzig führt, und verschanzten sich dort in vier Reihen; zugleich gingen Eilboten nach Halle zu Pappenheim ab, ihn mit seinen Regimentern zurückzurufen.

Zur selben Zeit hielt Gustav Adolf, der inzwischen seine Gemalin nach Norden geleitet, seinen Einzug in Raumburg.

Das Heer hatte bereits Aufstellung genommen, der König aber blieb in seinem Wagen und veränderte den Schlachtplan in

Gemeinschaft mit Herzog Bernhard von Weimar, dem der Oberbefehl übertragen war, und General Knipphausen. Am schwächsten war der linke Flügel, wo auch Hoyer von Mansfeld und der tüchtige Berg standen. Am 16. November 1632, morgens, bliesen die schwedischen Trompeten den 67. Psalm: „Verzage nicht, du Häuflein Klein!“ Dann durchritt der König die Reihen und redete seine Krieger also an: „Lieben Kriegsgefehen! Haltet wacker aus, zielt gut und schießt sicher; mit dreier Stunden Werk werdet ihr mich zum ersten König der Welt machen!“ — Noch deckte ein starker Nebel das Schlachtfeld, um elf Uhr aber brach siegend die Sonne durch. Da rief der König: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott!“ Und sofort gab eine Fanfare das Signal zum Beginn der Schlacht.

Siegreich drangen die Schweden gegen die Landstraße und den Steinbaum vor, hinter welchem heraus die kaiserlichen Arquebüsere ihr Ziel bedächtig namen. Mancher Reitermann deckte schon rot und tot das Feld und den Graben, als man ihn überschritt und die Wallensteinschen warf. Da wird der König gewar, daß das Fußvolk des linken Flügels weiche; er eilt in Begleitung Leubelfings, der bei ihm geblieben war, des Herrn von Truchseß und des Herzogs Franz von Sachsen-Lauenburg an der Spitze des Smaländischen Reiterregiments dorthin, aber so rasch, daß ihm nur die drei erstgenannten Personen folgen konnten. Jetzt ist er, von seiner Kurzichtigkeitkeit irreführt, mitten zwischen den Streitenden, als eine Kugel sein Pferd trifft; es scheut, aber Leubelfing greift in die Zügel. In diesem Moment erscheint Hoyer von Mansfeld mit einigen Reitern, den König zu schützen. Da sprengt Berg an; in jeder Hand eine lange Reiterpistole, gibt er zwei Schüsse auf Hoyer ab; dann zielt er blitzschnell eine kaiserliche Feldbinde hervor, wirft die schwedische ab und get zu den Kaiserlichen über, die ihn jubelnd in ihren Reihen aufnehmen.

Beide Schüsse des Verräters trafen, nur nicht den, dem sie galten: der König Gustav Adolf, zweimal durch den Rücken geschossen, und zwei Reittuechte liegen tot auf dem Plage; Leubelfing, stark verwundet, wirft sich über den König, ihn zu schützen. Dreimal sprengen Schweden und Kaiserliche über die Gefallenen weg; bei der letzten Attacke sprengt ein feindlicher Kürassieroberst herbei.

„Wer ist der Verwundete?“

„Ein Offizier!“ antwortet Leubelfing, den Namen des Königs flug verschweigend.

Gustav Adolf aber nent sich selbst. — Da schießt ihn der Unhold durch den Kopf. Leubelfing wird onmächtig, die Feinde aber mishandeln den Leichnam, rauben ihn aus und lassen ihn total unkentlich liegen.

Bald verkünden das leere, blutende Roß und Hoyers Bericht des Königs Tod. Herzog Bernhard von Weimar aber übernimmt den Oberbefehl.

„Der König ist tot! Rächet den König!“

Die Schweden rufens und dringen wie eine lebendige Mauer vor; die Kaiserlichen weichen überall.

Horch, Trompetenfanfaren! Berg' Verräterei trägt Frucht: Schrammhans kommt mit seinen frischen Regimentern von Halle herbei und greift die Schweden aufs neue an. Die Schlacht stiet abermals.

Jedoch die Wut der Schweden ist zu groß: Obrist Staelhandtske erschießt Pappenheim mit zwei Schüssen; er stirbt mit den Worten: „Ich freue mich und will gern sterben, da ich weiß, daß mein Feind, der Schwedenkönig, auch tot ist!“

„Pappenheim ist tot, die Schweden kommen über uns!“ so rufts unheimlich, zuerst leise, dann lauter und lauter, und — die Kaiserlichen sind zum zweitenmale auf der Flucht.

Die Leiche Gustav Adolfs bringt man nach dem Dorf Meuschen, andern Tages in einem rohgezimmerten Sarg nach Weizensfeld, von wo die trauernde, eiligt zurückgekehrte Maria Eleonore die Gebeine des teuren Toten unter dem Geleit des Restes des Smaländischen Regiments nach Schweden bringt.

Nach der Bestimmung des gefallenen Königs aber übernimmt tags darauf der Kanzler Ogenstierna die Leitung der Angelegenheiten in Deutschland.

Bei Lützen errichtete die Pietät des deutschen Volkes dem großen schwedischen Helden einen einfachen Stein mit der Inschrift: „Gustav Adolf; 16. November 1636.“ Jetzt stiet an derselben Stelle ein hübsches Denkmal.

Leubelfings Aussage, kurz vor seinem Tode, hatte Berg stark gravirt; derselbe war und blieb verschwunden; mit ihm Gräfin Erna Swenson. Stüriz war gefangen.

VI.

„Ich denke einen langen Schlaf zu tun,
Denn dieser letzten Tage Dual war groß;
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.“
(Schiller.)

Man schrieb nun das Jar des Herrn 1634 und war des Krieges müde geworden. Selbst ein Albrecht von Waldstein fand keinen Geschmack mehr dran und dachte, genötigt durch die Intriguen und Rabalen seiner Gegner am kaiserlichen Hofe, an Untreue und Verrat gegen den Kaiser, an ein Bündnis mit Sachsen und Schweden, aber auch an Beendigung des Krieges.

Eine pestartige Krankheit durchzog Deutschland von einem Ende bis zum andern und forderte allerorten tausende von Opfern, sodaß Städte und Dörfer entvölkert und leer standen. Dazu war überall eine große Armut die Folge der Plünderungen seitens der tillyschen, waldsteinschen, schwedischen und anderer Heerhaufen oder der hohen Salvaguardia (Röse-)gelder, die man; um der völligen Plünderung zu entgehen, zahlen mußte. Zudem lagerten überall Räuberbanden, die den Wanderer mordeten und Nachlese hielten, wo die entmenschte Soldateska noch etwas beim Rauben übrig gelassen.

Bei Hoyer von Mansfeld und Jutta blühte trotzdem das Glück. Von Ort zu Ort begleitete Jutta ihren Hoyer als mutiges und treues Soldatenweib, nur eins bedauernd, nämlich, daß sie Stüriz, ihren treuen Haus- und Zeltgenossen, verloren, denn er war und blieb nach der lützen Schlacht verschollen. — Jetzt war der General als tüchtiger Unterhändler vom Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und Ägel Ogenstierna mit 6000 Mann Kavallerie nach Sachsen entsandt, um mit General Arnim und Albrecht von Waldstein die Konvention abzuschließen, die Deutschland den Frieden wiedergeben, den Kaiser aber endlich zum Ruhigsein zwingen sollte.

Die Verträge waren ausgearbeitet und sollten eben ratifiziert werden, als die Feinde Wallensteins seine Entsetzung vom Oberbefehl und die Ernennung der Generale Altringer, Gallas, Marradas, Piccolomini und Colloredo durch den Kaiser erwirkten. Infolge dessen schloß sich der Waldsteiner enger an seine Generale Jillo, Terzky, Rinsky und Neumann an, die bei einem Gastmale auch ihre Kameraden für den Verrat an dem Kaiser gewannen. Piccolomini war die Seele der Gegner Wallsteins und hatte selbst Verbindungen am Hofe desselben, — Wallstein lebte wie ein regierender Fürst — Verbindungen, durch welche er noch weitere Verräter am Herzog gewann. Die wichtigste Person von allen diesen war niemand anders als — Berg, jetzt zum kaiserlichen Obristen bei einem Reiterregiment ernannt.

Es war am 24. Februar des Jares 1634, als Albrecht von Waldstein krank in die Festung Eger seinen Einzug hielt, stolz, wie immer zu Roß, mit ihm Sent, sein Hofastrolog, und dessen Gehülfe — Stüriz. Beim Bürgermeister Pachhubel stieg der Feldherr ab und nam oben im Hause Wohnung; das Schloß verschmähte er und gab es lieber seinen Generalen zum Aufenthalt; nur 200 Dragoner unter Obrist Buttler umgaben ihn. Das Heer, etwa 10 000 Köpfe stark, lag noch vor der Festung, bereit, am 26. die Grenze zu überschreiten, denn die Schweden standen nicht weit ab bei Franzensbad.

In der Dämmerung desselben Tages saßen in einem engen Stübchen des Festungskommandanten Gordon, eines aus dem nichts durch Waldstein emporgehobenen Mannes, fünf Personen in geheimer Beratung beisammen: Berg, Gordon, die Schotten Buttler, Leslie und — Gräfin Erna Swenson. Alle fünf hatten eben auf die Bibel geschworen.

Gordon eröffnete die Verhandlungen. Graf Piccolomini, des Kaisers Vertrauter, habe, wie bekannt, den Obristen Berg, der sich hier heimlich aufhalte, geschickt, mit den Herren zu unterhandeln; er gebe dem Herrn Obristen das Wort.

Staatsinteressen — hier warf Berg der Gräfin einen Blick zu — hätten ihn zu Eger in die „Höle des Löwen“ geführt; die Gräfin dort begleite ihn aus andern Gründen; übrigens sei sie in alles eingeweiht und habe eine Paßkarte von Piccolomini. Der Kaiser fordere also von seinen getreuen Dienern, daß sie ihm den Verräter Waldstein — hier sah er sich nach allen Seiten vorsichtig um — lebendig oder tot überlieferten. Der Preis der Tat sei der Grafenstand, 50 000 Dukaten und ein Teil von den Gütern des Ueberläufers; denn erwiesen sei sein Bündnis mit Schweden.

Gordon erklärte hierauf, er sei bereit und dem Kaiser zu willen; Buttler machte einige Einwendungen: er werde sofort die 200 Dragoner, das einzige Militär im Orte, für den Kaiser in

Pflicht nehmen und die Sache dem wilden Hauptmann Deveroux und dessen Landsleuten, den Irländern im Zuge, anvertrauen; Obristwachmeister Leslie übernimmt die Leitung des ganzen; Berg behielt sich allein die Berichterstattung vor. — Dann trennte man sich.

Leslie und Berg flüsterten noch lange zusammen, nachdem sie Erna in ein altertümliches Haus an der Stadtmauer geleitet.

„Nicht vor ihm,“ betonte Leslie im Gespräch, „es könnte den Hauptstreich vereiteln.“

„Dann mit ihm!“

„Mir recht! — Und die Beute?“

„Teilen wir, Kamerad!“

Und sie schieden.

Um dieselbe Zeit saßen in dem Quartier des Generalissimus Waldstein drei Personen beisammen: Waldstein selbst, eine hohe Gestalt mit intelligentem Gesicht, in der einfachsten spanischen Kleidung, jeder Zoll ein schöner Mann, wenn auch etwas angegriffen aussehend von der Krankheit; ferner Seni, sein Astrolog, und Stürig, dessen Gehülfe.

„Und Ihr behauptet, Seni, es stände schlecht?“ fragte der General scharf.

„Ja wol, sehr schlecht, herzogliche Gnaden; set nur“ — auf eine Sternkarte deutend, — „wie gefährlich der Mars Eurem Stern stet, und dort Jupiter: ich sehe Blut, Blut, viel Blut!“

„Seni, Ihr träumt, Ihr werdet schwach! Was sagt Euer Gehülfe dazu?“

„Herzogliche Gnaden,“ bestätigte Stürig schüchtern, „es ist so, wie Seni sagt!“

„Ach was! Noch nie haben mir die Sterne so günstig gestanden, nie, sage ich; der Stern des Hauses Waldstein wird sie alle besiegen! — Morgen ist der entscheidende Tag schon, morgen schon, Seni! — Gute Nacht! Ich bin ermüdet und will mich stärken zu morgen! Gute Nacht!“

„Gnädiger Herr Herzog!“ trat Stürig vor.

„Was soll's, Alter?“

„Entlast mich, Herr, aus Eurem Dienste. Nicht, daß ich Euch nicht gern diene, Herr,“ setzte er hinzu, als er Waldsteins Stirn sich kräuseln sah, „sondern weil ich Heimweh habe. Ich habe ihn gestern wiedergesehen, ihn, der schon mein Schüler gewesen ist, dessen Vater mein Herr und Lebensretter, der später mein General war und stets mein Freund. Damals, nach der Schlacht bei Lützen, als ich gefangen wurde und Ihr mich meiner geringen Kenntnisse wegen zurückhieltet bei Euch, habe ich allerdings ihn und sein junges Weib verlassen müssen, aber er hat jetzt einen Sohn, den muß ich ihm erziehen!“

Waldstein war gerührt. „Die Treue, sie ist doch schön! — Ungern, Alter, tue ich's; doch gehe heim! Und hier!“ Dabei warf er Stürig einen schweren Beutel mit Gold hin.

„Dante Euch, gnädiger Herr; nicht für mich,“ setzte er hinzu, als er den Beutel aufhob, „sondern für das Bübel, das ich erziehen will. — Euer Stern stet hoch, Herr Herzog; möge er steigen höher und höher! Es werden Euch dann lieben lernen, die Euch jetzt hassen, fürchten und verkennen!“

„So sei es, Alter!“

Troh nam Stürig Abschied und trottete, mit einem Geleitschein versehen, zur Festung hinaus auf Franzensbad zu, wo ihn schwedische Posten in Empfang namen.

* * *

Auf dem Schlosse zu Eger kreiste am Abend des 25. Februar der Becher. Illo, Terzky, Rinsky, Neumann und ihre Offiziere hielten dort ein großes Bankett und tranken fleißig auf das Wol des neuen Reichsfürsten Wallenstein, räsonnierten über den Kaiser und den schuftigen Piccolomini und prahlten von ihren Heldentaten, als plötzlich Deveroux auf Leslie's Zeichen, eine feuerfarbene Rakee, mit seinen fünfzig Irländern, sämtlich mit harscharfen Partisanen bewehrt, eintrat, die die Türen besetzten und auf die Ueberraschten einhieben, und Deveroux's Stimme brüllte:

„Nieder mit den Verrätern!“

Aber jene griffen zu den Pallaschen, und es setzte einen heißen Kampf, bis einer nach dem andern wie der reife Mohn auf dem Felde niedergestreckt ward; der letzte war Illo, der wie ein Verzweifelter foht. Da lagen sie nun alle, die Betreten Wallensteins, wie entwurzelte Eichen! Um 8 Uhr war alles geschehen! —

Wallenstein, Wallenstein, dein Stern ist im Verlöschen!

Zur selbigen Zeit schlichen zwei Vermumte an der Stadtmauer entlang bis an das Haus, wo Erna wonte. Als sie nach

kurzer Zeit das Haus wieder verließen, war das Henterswerk vollendet.

Nur wenig später marschirten fünfzig Dragoner mit blutigen Partisanen vom Schlosse nach dem Markte und hielten vor dem Hause des Bürgermeisters, gegen dessen Tür Deveroux mit der Partisane donnerte, als im kleinen Hause an der Stadtmauer helle, hohe Flammen aufstiegen.

„Feurio, Feurio!“

Es wird lebendig.

„Verdant,“ brummt Deveroux, „wer hat das getan? Vielleicht ist dadurch alles verloren!“

Da öffnet sich im ersten Stock ein Fenster, und des Herzogs Kammerdiener schaut heraus:

„Feuer?“

„Ja, Freund, und wichtige Nachrichten für den Herzog!“ entgegenet ruhig Deveroux.

Konstantin, des Herzogs alter Kammerdiener, flet die befreundeten Uniformen, erkent Deveroux an der Stimme und bestimt Bachhübel, die Pforte zu öffnen. Bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr konnte der Generalissimus noch jetzt über die Nachbardächer entfliehen. Die Dragoner besetzen unterdes alle Aufgänge, Deveroux aber mit sechs Mann stürzt donnernd die Treppe hinauf. Noch immer schläft Waldstein. Erwache, erwache, Schläfer, es gilt dein Leben! Aber er schläft weiter. — Oben an der Treppe empfängt sie der alte Konstantin:

„Pst, ruhig, er schläft! — Was wollt Ihr?“

„Ist jetzt Zeit zum Ruhigsein, Tölpel?“ schreit der Hauptmann, und durchbohrt kolkert ein Leichnam die Treppe hinab.

Jetzt erschallt draußen Trommelwirbel. Durch abgeschickte Boten benachrichtigt, marschiren die piccolominischen Regimenter ein, deren Schritt man deutlich durch die Stille des Abends hört.

„Bravo!“ ruft Deveroux. „Kameraden vorwärts!“

Vom Getöse ist soeben der Herzog erwacht. Im weißen Nachtkleide, mit offener Brust, von der langen Krankheit bleich, macht er den Eindruck des Geisteskranken, so daß die Dragoner zurückweichen, als er fragt:

„Was gibts?“

„Bist du der Hund,“ donnert ihn nun Deveroux an, „der des Kaisers Volk dem Feinde zuführen und Ferdinandus die Krone vom Haupte reißen will? — Stirb, Hund!“

Waldstein flet seinen Stern erloschen; Jupiter und Mars haben ihn besiegt: schweigend öffnet er sein Nachtkleid und empfängt sechs Partisanenstöße, ehe er lautlos auf seinem Bette niedersinkt.

Den Leichnam werfen die Mörder auf die Straße hinab.

Wallenstein hält jetzt den längsten Schlaf!

Behn Tage sind vergangen und General Gallas hat die Feindseligkeiten eröffnet; das schwedische Korps unter Mansfeld ist vorgerückt, aber seines Bleibens ist dort wol nicht, da er selbst in der Vereinigung mit Arnim und seinen Sachsen zu schwach sein wird, den Kaiserlichen die Stirn zu bieten.

Mansfeld ist soeben heimgewandert zu dem kleinen Hause, das sein ganzes Glück birgt. Zwanzig Dragoner bilden Tag und Nacht die Wache desselben und sind angewiesen, niemals die Waffen abzulegen. Heute ordnet der General die Räumung des Häuschens an; morgen Mittag soll ein bequemer Wagen seine Lieben nach dem Norden befördern, er selbst mit dem Heere wird folgen. Grade an seinem dreißigsten Geburtstage, denn morgen ist wieder des Grafen Namenstag, einen Rückzug anzutreten, ist freilich wenig nach seinem Geschmack, aber die Not gebietet es, und die hat im Kriege allemal recht.

Wolgefällig sitzt der General neben seiner Zutta und dem kleinen Ernst; Stürig, der nun zu ihnen zurückgekehrt ist, hat gegenüber plazgenommen und hört ebenso ernst wie des Generals Gattin Hoyer's Berichte an. Draußen aber stehen neben ihren Pferden fünfzig Mann Kürassiere, die den General begleitet haben; sie erhalten jeder einen Becher Weins, denn der Märzwind getalt durch den Garten. Alle sind trefflich geschulte Krieger und haben gute Augen, aber sie sehen nicht, zusammengekauert in einer Ecke des Gartens hinter Gestrüpp, ein menschliches Wesen. Der General spielt mit dem Kleinen, der, laut jauchzend, nach des Vaters wallenden Federn greift. Nach einer Weile fragt Hoyer plötzlich die auffallend stille Zutta:

„Was ist dir, mein Lieb? Du bist ja so stille!“

„Schilt mich nicht töricht, Hoyer,“ entgegnet sie. „Ich hatte heut Nacht einen Traum; an den noch winterlich starrenden Büschen des Gartens hier sah ich lauter blutrote Rosen; diese verblichen und wurden dann schneeweiß! Rot aber bedeutet Blut, Hoyer, und Weiß schwere Trauer!“

„Jutta!“

„Was denn, lieber Hoyer?“

„Wißt du mir eins versprechen, mein Herz?“

„Alles, teurer Mann!“

„Denke nie wieder an solche Dinge, die ganz unnötig aufregen. Rund herum stehen schwedische Truppen, — wer will dir etwas zuleide tun? Außerdem, kleine Jutta, hast du eine gute und treue Wache, und siehe, da stehen auch in jenem Schranke zwanzig geladene Musketen und liegt dabei zudem noch Munition; du tanst also“ — dabei lächelte er voll Schalkheit — „im Notfall eine kleine Belagerung aushalten!“

Dann küßte er sein Weib herzlich auf den feischen Mund, umarmte Jutta nochmals, küßte den Kleinen, reichte Stürz die Hand, trat hinaus und hieß den Trompeter das Zeichen geben.

Dann saßen alle auf, — ein kurzes Kommando, — und fort waren sie.

Auch die Gestalt im Busche verschwand. Eben schlugen die Turmglocken in Franzensbad 8½ Uhr.

Nach etwa einer Stunde kam ein schwedischer Dragoner bei dem kleinen Hause an; schwer trug er an einem Korbe, der mehrere Krüge Wein enthielt. Die Erzellenz gab er an, schicke auch der Wache einen Trunk, um auf des Generals Namenstag zu trinken; morgen sei onedies nicht dazu Zeit. Die Wache nötigte ihn, mitzutrinken, er aber meinte, das gebe wol schlecht; Erzellenz werde leicht heftig, besonders, wenn man nicht pünktlich sei, und er habe in diesem Falle Auftrag, schnell zurückzukehren zum Hauptquartier. So ging er hohnlächelnd davon.

Der Vermunte und der Bote war niemand anders als der tüchtige Berg. Mit dem abgeseimten Leslie hatte er diesen Zug ausgekommen. Als er voll Schlantheit die Geheimnisse des kleinen Hauses genügend auskioniert, brachte er unter allerlei Verkleidung 30 Mann verwegene Kerle, meist Schotten und Irländer, in der Nähe in einem Versteck unter; die Pferde standen im Stalle, die Waffen lagen bereit; man wollte das kleine Haus des Nachts überfallen und Jutta rauben; dann sollte sie die Seinige werden, oder sie mußte unerbittlich sterben. Aber das Kind sollte der Räuber werden, sie am Leben und ihm zu erhalten.

Am kleinen Hause schloß unterdes der alte Diener der Familie, Siegismund, die Läden und Jutta hatte eben ihren kleinen Ernst in sein Bettchen gelegt. Da stürzten plötzlich Siegismund und ein Dragoner herein, letzterer ein junger Mensch, der von dem schädlichen Wein nicht mitgetrunken. Alle Dragoner lagen draußen wie tot, erzählte er mit fliegenden Worten; ein Kamerad habe ihnen im Namen des Generals, auf sein Wol zu trinken, mehrere Krüge Wein gebracht, der zum Teil noch an der Erde läge. Alles das käme ihm verdächtig vor. So meldete der junge Reitermann.

„Habe Dank, mein Son,“ entgegnete Jutta, „daß du deine Schuldigkeit getan; es gilt keinen Verzug: besteige dein Pferd und reite, was du tanst, um Hilfe; gewiß ist's kein Zufall! Bedenke, mein Son, du reitest vielleicht um unser Leben! Eile, eile!“

Der junge Reitermann verschwand wie der Wind, und nach einigen Sekunden sprengte er dahin. Draußen am Gitter ertönten Schüsse. Jutta faltete die Hände:

„Herr, laß gelingen!“ Und dahin sauste das Roß; der Reiter war unverletzt. Schnell hatte nun Jutta mit Hilfe des zitternden Stürz und des alten Siegismund die Tür verrammelt; den kleinen Ernst barg sie mit dem Bettchen hinter Tischen und Bänken; sie selbst ging an den Gewehrschrank, legte die Musketen, sie einzeln untersuchend, auf den Tisch und blies die Lunte an:

„Kann einer von Euch laden?“

Beide Alten bejahten, konnten aber kaum vor Zittern mit der Munition umgehen; die beiden Mägde, die jetzt benachrichtigt wurden, mußten ihr Handreichung tun. Die Lichter wurden unter dem Tisch geborgen, sonst aber bis auf zwei im Hause verlöscht. Dann sprach sie fest: „Nun mögen sie uns angreifen!“ — Und wirklich erfolgte auch schon der Angriff. Leise umschlichen sie das Haus, vorsichtig öffnete man einen Läden, aber Juttas lange Feuergewehre knallten, und zwei der Angreifer sanken, in den Kopf geschossen, tot zurück. Hurtig luden die beiden jetzt gefassten Männer wieder. Jutta und ihre Gehülfen standen gut gedeckt;

da das Gemach nur einen Eingang und zwei Fenster hatte, konnte man sich immerhin ein par Stunden, wenn die Munition reichte, halten. Auch draußen trachte es jetzt, aber die Kugeln schlugen in die Wand.

„Den Teufel auch!“ knirschte draußen der schändliche Berg, „das Teufelsweib verteidigt sich!“

Jeder neue Angriff nam denselben Verlauf. Vierzig Schüsse hatte Jutta abgegeben, als die Munition schwand. Die Feinde hatten inzwischen die Tür gestürmt und belagerten jetzt das Gemach von zwei Seiten; aber heldenmütig schoß Jutta als echtes Soldatenweib weiter.

Jetzt hörte man des schändlichen Berg Stimme:

„Wir müssen ein Ende machen, Kameraden, sonst kommt uns der Mansfeld, den Gott verdamme, über den Hals, obwohl ihm die unfrigen drüben genug zu schaffen machen werden!“

„Auch von dort also keine Hoffnung!“ dachte Jutta. „Großer Gott, das Kind, das Kind!“ Sie bückte sich wieder und beruhigte den Kleinen.

Und wieder streckte sie zwei der Mörder nieder, noch einen, wieder einen, und abermals einen.

Aber nun knallten auch die langen Reiterpistolen dicht bei Jutta: mit lautem Stöhnen sank Stürz zur Erde, neben ihm lagen tot die beiden Mägde, und dicht dabei wälzte sich auch der alte Siegismund im letzten Todeskampfe. Einer Helbin gleich stand Jutta da, die rauchende Flinte in der Hand, die mit einer anderen schnell vertauscht war, und wieder fiel ein Mörder.

Da drang Berg mit Wut herein. Juttas Gewehr mit der letzten Kugel zitterte: Berg erhielt einen Streifschuß am Or, aber auch Jutta sank — eine Kugel seiner Mordgesellen hatte das treueste und tapferste Herz eines deutschen Weibes durchbort, ihre schönen blauen Augen brachen über allem Erdenjammer. —

Berg, halb wahnsinnig, bedrohte die rasende Nötte wild: „Verdammt, das solltet Ihr nicht, ich wollte sie lebendig!“ Und dann schrie er: „Den Wurm, den Wurm!“

Bald war das Bettchen gefunden und der kleine schreiende Ernst hervorgegriffen. Schon wollte eine Faust nach ihm greifen, da donnerte Berg: „Halt! Der ist mein! Dem Vater zur Rache soll er leben!“

Nach fünf Minuten war das Haus ausgeraubt. Draußen knallten noch Schüsse: die Schotten machten sich ein Exiravergnügen daraus, einige schlafende Dragoner durch die Schläse zu schießen, andere durchborten sie mit den Pallaschen. Dann stieg der Rest der Räuberbande, von der Juttas Gewehre 17 niedergestreckt hatten, zu Pferde, griff die ledigen Rosse auf und eilte davon.

Alles war still und dunkel; die Lampe nur unter dem Tische brante noch. Beim schwachen Schein derselben schleppte sich der schwer verwundete Stürz bis zu seiner Herrin hin, und dann durchzuckte ihn ein Gedanke, er suchte zitternd seine Bristafel und schrieb auf ein leeres Blatt:

„Berg — Ernst leb — — —“

Hier versagten ihm die Kräfte; schwer sank das Haupt herab, der Tote zu den Toten. — — —

Nach einer halben Stunde etwa hörte man Pferdegetrappel; wie die wilde Jagd brauften die Umeadragoner, Mansfelds Leibregiment, heran, allen voran Mansfeld, Jörgen, der junge wadere Reitermann, der jetzt, leider zu spät, Hilfe brachte, Fuchsner, Werbener und Hilten. Fackeln erleuchteten bald ringsum das kleine Haus, und viele Seufzer hörte man, als man die schändlich gemordeten Wachen fand, während der Rest noch fest schlief.

Mansfeld hatte nur einen Blick auf das Haus und die Umgebung getan, so rief er:

„Obriß Hilten und Wachtmeister Werbener, mit 100 Mann den Räubern nach; sie haben wenig Vorsprung; schnell, nempt Fackeln!“

Donnernd jagten sie davon.

Der treue Fuchsner begleitete seinen General, der nur mit Schandern das Haus öffnete, überall. Fackeln beleuchteten den Korridor. Hier lag ein großer Teil der Mörder, sämtlich durch Kopf und Brust geschossen. Mansfeld stuzte; was er scherzend gesagt, sein braves Weib hatte Ernst daraus gemacht. Noch immer fürchtete er nur Weib und Kind entführt. Man räumte die Leichen bei Seite und kam nun in das Wohnzimmer. Hoyer stürzte bei dem Anblick, der sich ihm bot, wie tot zusammen. Inbes rief Fuchsner die Offiziere herbei; er selbst brachte den General mit etwas Brantwein zum Leben zurück, aber nur um laute Klage von ihm zu vernemen:

„Jutta, Geliebte meiner Seele, prächtiges, treues, tapferes Weib!“ Und er eilte zu der Leiche, küßte den bleichen Mund, die offenen großen schönen Augen, die Wunde, welche die Todeskugel gerissen, nezte ihre Hände mit Tränen und rief wieder und wieder:

„Jutta, Jutta, du einzige, beste, tapfere!“

Dann warf er sich bei der Leiche nieder und weinte, daß es hätte einen Stein rühren können. Plötzlich aber sprang er auf: er hatte die blutbesteckte Tafel von Stürz gefunden:

„Berg — Ernst leb — — —“

„Ernst, Ernst!“ schrie er. Er tastete ins Bettchen; es war noch warm.

„Um Gott, meinen Son, meinen Son!“

Kaum hatte Fuchsner alles vernommen, so flüsterte er Hoyer ein par Worte zu, dann flog er mit abermals fünfzig Reitern davon.

Den Rest des Regiments bis auf eine Wache von 50 Köpfen schickte Hoyer unter Obrist Hennung zurück zum Gros, das heute Abend stürmisch angegriffen ward und sich nunmehr langsam zurückzog.

Andern Tages wurden die fünf Opfer des Glaubenshaffes und der Rache in Särgen nebeneinander auf dem Marienkirchhofe unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung bestattet; die Dragoner kamen dajelbst in eine große Grube mit Kalk, die Mörder verscharrte man auf dem Schindanger.

Hilten war mit unter den Leidtragenden; er hatte keine verfolgten Spuren entdeckt; Fuchsner war noch nicht zurück. — Als Hoyer selbst eigenhändig sein theures Weib in den Sarg zu rechtgebetet, da hat er zu Hilten gesagt:

„Siehe, lieber Freund, hier habe ich an meinem dreißigsten Namenstag meine Jugend und mein Glück eingefargt!“ Dann hatte er die Tote wiederholt geküßt und gesprochen: „Wir sehen uns bald wieder, bald, Jutta!“ Seitdem sah niemand mehr den General lachen. — — —

Als man nach dem Begräbniß nochmals, zum letztenmale, das kleine Haus betrat, erklärte Mansfeld ganz ruhig, auf die Blutstrecken deutend: „Das sind die roten Rosen!“ — und auf den Schnee, der vom Himmel fiel: — „Und das die weißen!“ Niemand verstand ihn. —

Zwei Stunden nachher marschirte man ab.

Fuchsner holte das Corps erst am dritten Tage ein. Sogleich ritt er zu Mansfeld:

„Hast du Spuren, Fuchsner?“

„Ja, Excellenz, er ist nach Wien gegangen!“

Bald darauf ließ sich Mansfeld mit seinem treuen Fuchsner zu der Armee Bernhards von Weimar versetzen, die an der Donau operirte. Hilten und Werbener folgten ihm bald darauf nach.

In einer stillen Stunde nam Hoyer allen dreien einen Eid ab und theilte ihnen das Geheimniß seines Hauses mit; vielleicht meinte er, könne es einmal zur Lösung seines Sones, zu der er alle verpflichtete, falls er stirbe, dienen. Aber von Ernst schien jede Spur verloren.

* * *

Im Kriegerath ging es scharf her. General Hoyer war nicht einig mit Herzog Bernhard von Weimar. Der letztere bestand darauf, sofort das kaiserliche Heer unter Johann von Werth, den Schweden bei weitem überlegen, anzugreifen; und so geschah es auch.

An der Spitze der Kürassiere ritten General Mansfeld und Obrist Hilten den eisernen Todesboten mutig entgegen. Es galt einer Batterie, die Tod und Verderben spie und nun überritten werden sollte.

Klirrenden Schrittes rückten die Kürassiere trotz aller Kugeln vor, als der General plötzlich in den Reihen der Feinde seinen Todfeind erblickt.

„Vorwärts, Mansfeld!“ schreit er, und „Mansfeld, Mansfeld!“ donnern die Manschaften hinter ihm nach. Die Batterie ist genommen, aber Berg ist verschwunden. Da braust plötzlich eine dreimal größere Reiterwoge heran; die Pallasche klirren, die langen Reiterpistolen knallen, vom nahen Nördlingen läutet es Sturm. Da sinkt Hilten wund nieder: „Ich sterbe einen schönen Tod!“ murmelt er bleich. Bei ihm rut schon Werbener, endlich stürzt auch der General, schwer am Schenkel verwundet, mit dem Kopf. Und über sie alle braust der Reitersturm dahin: von dem ganzen Kürassierregiment sind nur einige mit dem Leben davongekommen. In 8 Stunden sind 8000 Schweden gefallen, 6000

gefangen genommen; die Kaiserlichen haben die Schweden glänzend geschlagen und den großen Sieg bei Nördlingen am 7. September 1634 gewonnen. —

Am Abend, ehe es dämmt, reitet ein kaiserlicher Obrist, begleitet von einem Reiter über das Schlachtfeld, eine lange Reiterpistole in der Faust. In der Nähe, wo Mansfeld die Batterie gestürzt, durchsucht er das Schlachtfeld; sein Begleiter muß jeden Toten mit der Partisane wenden. Dort liegt Hilten, dort Werbener. Ein häßliches Lachen gleitet über des Unhold's Gesicht: dort liegt Graf Hoyer von Mansfeld, todwund, halb erstarrt schon, preisgegeben seinem Feinde, dem Doppelmörder und Erzscharken Berg. Hoch richtet sich der Reiter im Sattel auf:

„Siehe da, du stolzer Graf, du hast wol Durst?“

Ein Wink und der Reiter steigt ab, den Verwundeten trinken zu lassen, der jetzt zum Bewußtsein komt. Berg ist ein Teufel, und wie viele solcher erzog nicht dieser große Glaubenskrieg? — Er will seinen Feind bei vollem Bewußtsein morden, und siehe, jetzt ist Mansfeld wieder klarer Sinne. Nun hält sich der Tückbold entfernt, denn der Verwundete hat noch das lange Feuervor bei sich liegen, und letzteres fürchtet er; aber er höhnt:

„Nun rechnen auch wir ab, Herr Graf von Mansfeld!“

Bei diesen Lauten durchrieselt den Verwundeten ein konvulsives Zittern; er reißt die Augen weit auf, greift nach der langen Pistole, — der Schuß brent los und der Verwundete sinkt matt zurück.

Wie ein Teufel lacht nun Berg; dicht reitet er an den Verwundeten hinan, setzt ihm das lange Pistol an die Schläfe, — ein Knall — Hoyer von Mansfeld, der Held, hat sein Leben unter der Faust des elendesten Scharken seiner Zeit ausgehaucht.

„Zur Ehre Gottes!“ schrien die Katolischen.

Elf Jahre später hatte der gichtkranke und dennoch so schnelle Graf Torstensohn die Donauschanzen genommen; Wien war voll Bestürzung, und der Kaiser hatte seine Familie und seine Schätze bis Steiermark flüchten lassen.

Am 24. Februar des Jahres 1645 hatte ein alter, eisgrauer Wachtmeister, in dem wir Fuchsner erkennen, in der Schlacht bei Jankowicz ein Gesicht gesehen, das er nie, weder bei Tag noch bei Nacht vergißt, das er schon elf Jahre gesucht. Mit hundert tüchtigen Reitern hat er von Torstensohn die Erlaubnis erhalten, den flüchtigen General de Berg zu suchen, denn gefallen ist er nicht; Fuchsner hat jeden Toten beesehen.

Endlich Spuren! — Ein elendes Bauernhaus verbirgt den Herrn General nebst seinem Spießgesellen, General von Leslie, oben im Heu, wie eine Bauersfrau, ob der Blutschinder erboßt, mit Geberden andeutet. Ein par Kugeln setzen das Heu in Brand, der Wachtmeister aber drückt der Bauersfrau zehn Goldstücke in die Hand, wofür sie zehn solcher Haufen kaufen kann. Als das Hänschen brent, kriechen die beiden sauberen Galgenvögel heraus und werden sogleich geknebelt.

Fuchsner schlägt an den Sarras: „Kennt du mich noch, Schinder Berg?“

Jener antwortet nicht, aber an den Augen voll Haß siet es Fuchsner, daß er ihn kent; er weiß nun, er hat auf keine Hoffnung zu warten, es sei denn, daß ihn das Geheimniß um den Son des Grafen Hoyer rette.

Der Trupp zieht dem Grafen Torstensohn nach in gebirgiger Gegend; Fuchsner fragt von Zeit zu Zeit:

„Wo liehest du das Kind?“

Der Gefangene schweigt tückisch, trotz der Hiebe mit dem Pallasch. Endlich kneift der Alte mit dem grauen Bart die Zähne zusammen:

„Na, Bestie, du weißt, der alte Fuchsner hält Wort; er läßt euch beiden Scharken laufen, wenn ihr ihm sagt bei dem Schwur auf das Kreuz Christi, wo des Grafen Son ist.“

Zuerst schüttelt der Gefangene den Kopf, dann läßt er sich nochmals alles laut versprechen und nickt dann.

„Ruft den Schotten,“ sagt Berg, „er weiß es auch, des Grafen Son ist in Wien im Jesuitenloster der Patres zum roten Herzen Jesu.“

Der Schotte macht dieselbe Angabe.

„Euch beiden Kanakillen,“ sagt nun der Alte, „habe ich das Leben geschenkt; mein Wort muß ich halten! Damit ihr aber mir nicht in Wien zuvorkommt, lasse ich euch hier an eine Tanne binden; morgen früh“ — denn es war Abend — „wird man euch schon befreien!“

Die beiden Erzschurken waren froh, so billigen Kaufs zu entkommen; man fesselte sie und band jeden an eine hohe Tanne.

Der Alte sah sie sich nochmals an, die beiden: „Ihr entlaßt dem Galgen nicht!“ rief er. Dann murmelt er in den Bart: „Die Rache ist mein, spricht der Herr; ich will vergelten!“ wendet das Roß und reitet davon.

Die Nacht war milde, und die beiden Gefesselten sahen schon den Morgen dämmern, der ihnen Erlösung bringen soll; schon entwerfen sie allerlei Pläne zu neuen Schandtaten, als Berg, sich umsehend, plötzlich flucht:

„Hölle und Teufel! Wie kommen wir hierher? Schau, Leslie, dort stand das Haus, das wir vor acht Tagen niederbrannten, als man uns den Hafer für die Pferde verweigerte!“

„Nah, wer kent uns noch?“

Aber es kante sie einer. — Durch die Tannen kam ein buckliger Rottkopf daher, dessen schenes Auge überall herumsuchte. Es war der Son des Bauern vom zerstörten Hofe, ein halber Blödsinniger, der weder Kirche noch Schule gesehen. Dafür wußte er mit dem Feuerror, das er unterm Arm trug, soviel besser Bescheid. Kaum hatte er die beiden Gefesselten gesehen, so kam er in großen Sprüngen herbei und erlante in ihnen zu seinem Erstaunen die „Schinder“, wie die Bauern meistens die Generale nannten.

„Siehst's, Schinderhammerl; gelt, jetzt steht m'r grad' a mol recht!“

Dann krachte ein Schuß, nach fünf Minuten wieder einer, und in derselben Zeitfolge ein dritter. Zwölfmal hörten Nachzügler der Schweden es knallen, und als sie an die Tannen kamen, sprang ein Buckliger mit rauchender Flinte in den Wald, an den Tannen aber hingen — zwei entstellte Leichen.

In demselben Jare nam der alte Fuchsnier seinen Abschied und ging nach Straßburg, wo er seine Tage in Ruhe verlebte.

„Frieden, Frieden nach dreißig Jaren!“ — Die Glocken läuteten auch vom Stefansturm den Westphälischen Frieden ein, als ein alter Mann, unverkenbar ein Soldat, nach Wien kam. Schnell suchte er das Kloster der Patres zum roten Herzen Jesu auf und forderte den Pater Prior zu sprechen.

Es war eine lange Unterredung; dann zeigte ihm der Prior alle Novizen. Vor einem blonden Knaben von dreizehn Jaren, der unverkenbar Juttas Züge trug, blieb er stehen und sagte: „Er ist! — Gott segne dich, mein Son!“

Der Prior zuckte die Achseln; dann reiste der Fremde wieder ab und zog nach Bremen.

Jetzt erst zeigte es sich, wie wohlhabend der Alte aus dem Kriege heimgekehrt, denn er kaufte dort ein hübsches Besitztum und lebte von seinen Ersparnissen. Der Leser hat gewiß schon Fuchsnier erkannt.

Die Unterredung mit dem Pater in Wien mußte doch Erfolg gehabt haben, denn nach wenig Wochen brachten Geistliche einen blonden Knaben ins Haus. Fuchsnier mußte beschwören, den Jüngling mit dem zwanzigsten Jare seine Religion selbst bestimmen zu lassen. Dann sandte er die Patres an einen namhaften Rechtsgelehrten in Vättich, mit dem er sich längst vereinbart. Dieser vertrat des jungen Ernst von Mansfeld Interessen bei der Ausgrabung im katolischen Hofe, die einen Anteil von 15 000 spanischen Dukaten für den Knaben ergab. — Dieser machte mit dem alten Fuchsnier eine Reise nach Franzensbad, wo auf dem Marienkirchhof Juttas Grab ein großes schwarzes Kreuz mit der Inschrift „Jutta von Mansfeld“ erhielt, das reichlich mit Kränzen geschmückt ward. Bei Rödrlingen, nahe dem Schlachtfelde, aber ließen die beiden einen Obelisken errichten mit der Inschrift: „Hoyer von Mansfeld“; auch der war mit Blumen und Kränzen reich geschmückt. — Dann lebte jener noch manches Jar an Fuchsniers Seite in Bremen, friedlich den Wissenschaften obliegend.

Blicke in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S.

(Schluß.)

Die Papierstereotypie, welche anfangs vernachlässigt wurde, hat infolge ihrer Leichtigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit in der Erzeugung der Formen der Stereotypie wesentlich ihre jetzige weittragende Bedeutung gegeben. Der Papierbogen, welcher zum Einprägen der Buchstaben benutzt werden soll, besteht aus einem Bogen Löschpapier und 4 bis 5 Bogen Seidenpapier, die mittelst präparierten Kleisters übereinandergeklebt sind. Nachdem der Satz mit einem Delpinsel überstrichen worden ist, wird der noch feuchte Bogen über den Satz gebreitet, eine Filzplatte auf den Papierbogen gelegt und das ganze unter die rotirende Walze einer Prägemaschine geschoben; die sämtlichen Buchstaben des Satzes werden alsdann in den Papierbogen ganz genau und scharf eingepreßt. Die Matrize ist nunmehr fertig gestellt, muß jedoch, ehe sie zum Abdruck benutzt werden kann, vorher getrocknet werden. Das alte Trockenverfahren besteht darin, daß die Matrize auf dem Schiffsatz selbst getrocknet wurde. Seit neuester Zeit wird jedoch ein Verfahren angewendet, welches bedeutende Vorteile gewährt: die besonders präparierte Matrize wird nach von der Schrift abgenommen und in einem besonders konstruierten Trockenofen getrocknet. Nachdem das geschehen, wird die Matrize beschnitten, mittelst einer Bürste mit Talkum bestrichen und nun in das eigentliche Gußinstrument, welches eine Halbzylinderform hat, gelegt; nunmehr werden Seitenringe eingeschoben und ein halbzylinderförmiges Kernstück konzentrisch in das Gußinstrument gehängt, so daß zwischen Matrize und Kernstück ein etwa ein Centimeter starker leerer Zwischenraum bleibt. Durch eine Oeffnung wird dieser Zwischenraum zwischen Matrize und Kernstück mit einer geschmolzenen Legirung von Blei und Antimon ausgefüllt. Die schnelle Erstarrung des Metalls macht ein sofortiges Herausnehmen der gegossenen Platte, welche nunmehr alle vertieften Buchstaben der Matrize in erhabenem Relief zeigt, möglich, nachdem zuvor Seitenringe und Kernstück entfernt sind. Uebrigens wird die Papiermatrize, da der Kleister, mit dem die einzelnen Bogen aufeinandergeklebt sind, besonders präpariert ist, nicht im mindesten angegriffen. Eine solche Mater, wie man sie auch nennt, kann ca. fünfmal zum Guß derselben Platte benutzt werden, one daß sie in ihrer Farbe und Schärfe sonderlich gelitten hätte. Nachdem weiter der durch den Guß gebildete Ansaßkopf mittelst einer Kreissäge von der Gußplatte abgeschnitten ist, wird an derselben seitens mehrerer Stereotypen an den Gravierblock das Begießen aller derjenigen Stellen, die nicht zum Abdruck kommen sollen oder zu hoch liegen, vorgenommen.

Es würde zu schwierig sein, one Zeichnungen eine genaue Beschreibung der Rotationsmaschine zu geben. Wir beschränken uns daher auf einige wesentliche Notizen, die in der Hauptsache die Tätigkeit der Maschine illustrieren. An dem einen Ende der Maschine ist das endlose Papier, wie solches für den fortlaufenden Druck der neuen Pressen nur verwendet werden kann, auf einer Stalwelle aufgerollt; in der Mitte

liegen vier horizontal nebeneinander gelagerte Stalcyllinder, deren beide äußere zum Aufschrauben der vier Stereotypplatten eingerichtet sind, während die beiden inneren (Druckcyllinder) einfach eine Befestigung von Filz erhalten haben; vor und etwas erhöht über jedem Stereotypcyllinder liegt der die Druckerwärze enthaltende Farbekasten mit einem komplizierten Walzenarrangement, welches dazu dient, die Druckerwärze vor ihrer Verührung mit der Stereotypplatte möglichst fein zu zerteilen; endlich sind am anderen Ende der Maschine die beiden Falzapparate angebracht, welche jeden Zeitungsbogen erst der Länge und dann der Breite nach falzen, so daß die Zeitung direkt zum Versant fertig aus den beiden Auslegelästen herauskommt. Der Druckprozeß ist folgender: Die Stalwelle, auf welcher das endlose Papier aufgerollt ist, rotiert, letzteres wickelt sich schnell ab, wird durch eine Leitwalze und ein Leitbrett hoch über den vorderen Teil der Maschine weg zwischen dem am weitesten entfernt liegenden Stereotypcyllinder und Filzcyllinder durchgeführt und auf der einen Seite bedruckt (Schönndruck), dann wird es in einer S-förmigen Bewegung zwischen den beiden Druckcyllindern und zwischen dem näher gelegenen Druckcyllinder und dem anderen Stereotypcyllinder hindurchgeführt, wo es auf der Rückseite bedruckt wird (Wiederdruck). Der Druck der Zeitung ist nunmehr erfolgt. Es treten jetzt diejenigen Teile der Maschine in Tätigkeit, welche das Abschneiden jedes Zeitungsbogens von dem endlosen Papier und das zweimalige Falzen besorgen. Zu diesem Zweck ist unterhalb des einen Stereotypcyllinders ein Perforirzylinderpar (Vorchylinder) angebracht, dessen einer Cylinder seiner Länge nach eine Nut (Vertiefung), dessen anderer seiner Länge nach ein elastisch gelagertes Perforirmesser enthält; sobald die Maschine im Betrieb ist, rotieren beide Cylinder, das bedruckte Papier wird durch sie hindurchgeführt, das Messerchen des einen Cyllinders springt, sobald eine Bogenlänge passiert ist, in die Nut des anderen ein und trennt den Bogen von dem endlosen Papier. Nunmehr wird der Bogen durch horizontal liegende Leitbänder von ungleicher Geschwindigkeit, die, sollte der Bogen von seinem Nachfolger noch nicht völlig getrennt sein, ihn vollends losreißen, an das andere Ende der Maschine geführt. Hier tritt der Falzapparat in Tätigkeit. Sobald der Bogen bis zum Ende der Leitbänder gelangt ist und nicht mehr nach vorwärts laufen kann, springt ein unterhalb des Bogens befindliches stumpfes Falzmesser in die Höhe, trifft die Mitte des Bogens der ganzen Länge nach und drückt ihn zwischen ein rotirendes Walzenpar; einmal zusammengefallen kommt der Bogen aus diesem Walzenpar heraus, um von anderen Zeitungsbändern rechtwinklig nach rechts zum zweiten Falzapparat geführt zu werden, wo sich ein ähnlicher Vorgang vollzieht und der Bogen der Breite nach (Quart) gefalzt wird. Nunmehr kommt die Zeitung an den beiden Auslegelästen zu liegen und fertig heraus. Uebrigens ist die Maschine so eingerichtet, daß zwei verschiedene Zeitungen von gleichem Format darauf gedruckt werden können und die eine Zeitung in dem unteren, die zweite Zeitung in dem oberen Auslegelasten herauskommt. Die elegant ausgestattete Maschine druckt in der Stunde 22 000 bis 24 000 Exemplare. Der ganze

Druckprozeß geschieht mit einer geradezu märchenhaften Geschwindigkeit. Getrieben wird die Rotationspresse, wie schon bemerkt, durch eine Dampfmaschine.

Wenden wir uns nunmehr zu den übrigen Ausstellungsobjekten, die der Pavillon enthält.

Zunächst finden wir die alten Jargänge der „Magdeburgischen Zeitung“ teilweise ausgestellt. Sie zeigen, wie das Format der Zeitung allmählich größer geworden ist und ihr Umfang zugenommen hat. Vom Jargang 1717 an ist die Zeitung beinahe vollständig im Archiv vorhanden. Interessant ist es, einen Blick in jene alten Jargänge zu werfen; der Historiker wird manches schätzbare Material in diesen vergilbten Blättern finden. Die 16 Centimeter breite und 20 Centimeter hohe Nummer von 1626 mit der Ueberschrift „Wöchentliche Zeitungen“, welche aus zwei Blättern besteht, enthält Korrespondenzen aus Rom, Paris, aus dem Haag, aus der Mark u. s. w. Es war viel zu melden aus der Welt: die Politik Richelieus (1624—42), die englischen Zustände unter Karl I. (1625—49), vor allem aber der dreißigjährige Krieg boten eine Fülle von Stoff. Wallensteins Sieg an der Jessauer Brücke über Mansfeld, sein Zug gegen die österreichischen Erblande, Tillys Sieg bei Lutten am Babenberge u. s. w. fallen ins Jahr 1627. Das kleine Blättchen liefert eine treffliche Illustration der damaligen Verhältnisse; alle Korrespondenzen sprechen von Soldaten und Kriegsgeschrei; ganz Europa startete in Waffen; ein ungezügelter, wilder Soldatengefindel hauste besonders in Deutschland und vernichtete den Wolfstand auf Jahrhunderte hinaus. Da heißt es, charakteristisch für diese Kriegesjahren, in einer Korrespondenz:

„Aus der Mark vom 27. Ditto. (Juni 1626.) Am 21. dieses, sein in 60. Soldaten zu Polikow eingezogen, und dz Dorj außgeplündert. Am 22. ist zu Tangermünde ein Justiz aufgerichtet, und am 23. 2. Soldaten dran gehend, und ein Reuter mit dem Rade justifiziert worden. Die Soldaten sollicitirten um Sold. Die Friedländer, arbeiten an einer Schiffbrücke bei Rottow sehr stark. Ein Hamburger Schiff hat nach Tangermünde gewolt, ist von den Mansfeldern, außgeladen worden. Ob wol wegen jüngst gemelter meutination 3. Soldaten eingezogen worden, und durch dz Spiel das hangen vj einen Gefreiten gefallen, hat sich doch solcher heimlich loß gemacht. Der General Fuchs hat sich erklärt, mit seinem Willen keinen meutmacher dz Leben zu schenken, ob gleich alle andere Soldaten für einen solchen bitten würden. Am 24. dieses sein wider 2. Soldaten stranguliert, und einer mit einem Arm 2. stund lang auffgehend, und alsdann zum schelmen gemacht. Dasselbst zu Tangermünde verlaufen die Kriegsknechte ein Schiff vmb 2 Groschen, ein Ruhe ein Thaler, ein Ochsen 36 Groschen. Gemeltes Tags sein 5. Cornet-Reuter nach Burd marchiert, weil man sich alda der Wallensteinischen einfall befürchtet. Am 25. ist General Fuchs auß dem Stütz zu Tangermünde wider angelangt, der Herzog von Weimar, und Karpow sein genantz Tags von dannen hinweg gereiset, wie man sagt, nach Lüneburg vff den daselbst angestellten Tag. Am 26. sein 16. Cornet-Reuter vber die Schiffbrücken nach Burd fortgezogen, man sagt Gen. Fuchs werde mit theils Fußvolk und Reuterey folgen.“

Nehmen wir den Jargang 1718 zur Hand. Format, Papier und Einrichtung sind fast dieselben wie bei der Nummer von 1626; nur hat die Zeitung einen anderen Kopf erhalten. Diesen Kopf bildet der gekrönte preussische Adler, in der rechten Klaue das Reichsschwert und in der linken das magdeburgische Stadtwappen haltend; rechts vom Adler steht in einer Blattarabeske die Jahreszahl, links die jedesmalige Nummer. Die Zeitung erschien wöchentlich dreimal: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. Die Donnerstagsnummer hatte jedesmal einen andern Kopf: statt des Adlers finden wir einen auf hohem Roß dahinjähren den Merkur, des Zeus Boten, welcher in der vorgestreckten Rechten einen Zettel mit der Aufschrift: „Nachjagender Courir“ hält. Unter jeder Nummer steht: „Magdeburg gedruckt, bey Andreas Müllern, im gülden A. B. C.“

Der moderne Zeitartikel fehlt in diesem Jargang noch. Es sind nur Korrespondenzen aus fast allen bedeutenderen Städten Europas vorhanden, die neben dem gewöhnlichen Klatsch in der Hauptfache Mitteilungen über allerhand politische Vorgänge enthalten. Die Korrespondenzen aus Mailand brauchten bis zu ihrer Ankunft in Magdeburg in der Regel 20 bis 22 Tage, die aus Paris ca. 18 Tage, die aus London ca. 17 Tage, die aus Wien ca. 10 bis 12 Tage, die aus Warschau 10 Tage, die aus Lissabon sogar 7 bis 8 Wochen, die aus Hamburg 3 Tage u. s. w. Das war die gute, alte Zeit!

Humorvoll berühren uns die gegen Schluß eines jeden Blattes gedruckten Anpreisungen von Flugchriften und größeren Werken. Einige solcher Anpreisungen mögen folgen:

„Es ist zu bekommen die Buß- und Sterbegebanten Gottlob Niemers, gewesenen Studenten-Dieners, als derselbe den 7. April 1717 in Halle einen Mägdelein die Gurgel abgeschnitten, à 6 Pfennige.“

Ferner: „Es ist zu bekommen bei dem Verleger dieser Zeitung: des Herrn Gny Wiege Geist- und Weltlichen Staat von Groß-Britannien und Irland nach der gegenwärtigen Zeit. Oder allerneueste Historische und Geographische Nachricht von denen dreien Königreichen Engel-, Schott- und Irland, worinnen derselben Einwohner, Ursprung, Sprache, Temperament, Genius, Religion, Sitten und Literatur nebst deren Monarchen, hohen und niedrigen Adel, Geistlichkeit, Gesetzen, Regierungs-Art, Geist- und Weltlichen Gerichten und so weiter, ingleichen die Eintheilungen dieser großen und berühmten Inseln, deren Macht, Interesse und Nachtheil bey vergleichung anderer Länder, die einhei-

mischen Curiosa, naturae & artis: Ferner auch die vornehmsten Merkwürdigkeit, der ungemein großen und Volkreichen Haupt-Stadt London, zusamt dem Staat, der Engel-, Schott- und Irlandschen Universitäten u. v. m. deutlich und weitläufig entdeckt worden. Alles außs geschildert und mit dem größten Fleiß aus dem Englischen überseht, durchgehends mit so nöthig- als nützlichen Zusätzen vermehrt, und mit einem vollständigen Register versehen, auch mit 71 acuraten und saubern Kupfern ausgezieret, in 4to 3. Rthlr. 16. Gr.“

Auch Inzerate hatte die Zeitung. Aus der Reihe derselben teilen wir einige mit. Da heißt es: „Es ist gestern hieselbst ein kleiner Hund verlohren, von Couleur schwarz und weiß, lange schwarze Ohren, weiße Füße, einen weißen Strich über die Nasen, übrigens ganz glatt von Haaren, einen roth-gelb-bunden Halsband mit Glöckchen, um habende, wer selbigen hat, oder nachzuweisen weiß, wird ersucht, solches bey dem Verleger dieser Zeitungen zu melden, er soll einen guten Re-compens zu gewarten haben.“

Weiter: „Es dienet zur Nachricht, daß der für vielen Zufällen, insonderheit aber für dem Storbüt, dienende Spiritus Cochleariae, wie auch der Balsamum vitae, laboriret von einem Englischen Medicum aus Hamburg, wiederum gut anhero gefandt, und zu Fröh-Zahr und Herbst-Zeiten, als ein Präservativ zu gebrauchen ist. Wie auch die Hällischen Tropfen, bey dem Verleger dieser Zeitungen allezeit zu bekommen sind, nebst einen gedruckten Bericht.“

Am Ende einiger Blätter heißt es: „Morgen um 8 Uhr wird vor 3. Pfennige ein Extra-Blättchen ausgegeben, welches wegen eingelauffener Späte, denen ordinären Zeitungen nicht inserirt werden können.“ Der Kopf der Extrablätter ist mit einem aus den Wolken herabschwebenden, geflügelten Engel, der in zwei Posannen bläst, geschmückt. Interessant sind ferner die angehefteten Flugblätter, welche bei dem Verleger der Zeitung für drei oder sechs Pfennige u. s. w. zu haben waren. Sie behandeln vorzugsweise die Siege des Prinzen Eugen, die Niederlage der Türken bei Belgrad, ferner Hinrichtungen, Mordgeschichten und Unglücksfälle u. s. w. Da liest man:

„Betrübte Nachricht,

von der

Zwischen den 25. und 26. Februar 1718. sich wie-

derum ereignenden

Zweyten Aufschwellung

Des großen Welt-Meeres“ u. s. w.

Ferner:

„Erbarmens-würdige Nachricht

von der

Gewaltthamen großen

Feuers-Brunst,

welche

In Magdeburg am Markte, den 30. Sept.

Anno 1718. in eines Kaufmanns Hause, gegen

Morgen, zwischen 2 und 3 Uhr zu großen

Schrecken

Aller Einwohner der ganzen Stadt

entstande und

Durch Vosschlagung einer Donner Pulver so groß war, daß 9. Häuser elendiglich binnen 3 Stunden, ganz wüthend in die Asche gelegt wurden.“

Der Druck der „Magdeburgischen Zeitung“ war bisher immer auf der hölzernen resp. eisernen Handpresse, die ca. 300 bis 450 Exemplare pro Stunde lieferte, erfolgt. Da traten mit Beginn dieses Jahrhunderts jene bedeutungsvollen Erfindungen auf dem Gebiete der Druckmaschinen ein, welche in dem Betriebe der Druckereien eine völlige Umwälzung hervorbrachten. Friedrich König erfand in England verbesserte Druckmaschinen, verband sich mit Andreas Friedrich Bauer, einem geschickten Mechanikus, und ließ sich den 29. März 1810 die sogenannte Flachdruckpresse patentieren. Verbesserungen folgten auf Verbesserungen. Den 30. Oktober 1811 nam König in England ein Patent auf die erste Cylinderdruckmaschine. Bereits am 23. Juli 1814 nam König ein drittes Patent für neue Verbesserungen und Vereinfachungen, welche bei dem Bau der für die „Times“ bestimmten Maschinen in Anwendung kamen. Diese Maschinen wurden mit zwei Druckcylindern versehen, so daß die auf dem Karren ruhende Schriftform bei jedem Hin- und Hergang desselben zweimal statt einmal angezwängt und gedruckt ward, was zu einem Gesamtergebnis von 1100 Bogen in der Stunde führte und durch Verbesserungen deren bis zu 2000 herzustellen ermöglichte. Der 29. Novbr. 1814 war der Tag, an welchem die „Times“ zum erstenmale auf der Schnellpresse gedruckt erschien, welches Ereignis sie in einem seitdem zur historischen Bedeutung gelangten Leitartikel feierte. Im J. 1818 legte F. König mit seinem Freunde Bauer im Gebäude der ehemaligen Prämonstratenserabtei Oberzell bei Würzburg eine Maschinenfabrik an, in welcher Schnellpressen gebaut wurden. Die ersten vier Schnellpressen in Deutschland und zugleich die ersten Erzeugnisse der neuen Fabrik empfingen unterm 2. November 1822 die v. dedersche Hofbuchdruckerei zu Berlin und die Druckerei der nunmehr entschlafenen „Spenerischen Zeitung“ ebendasselbst. Das von König gegründete und mit seinem Freund Bauer geleitete Etablissement ist noch heute unter der Firma „König & Bauer“ die blühendste und renommierteste Buchdruck-Maschinen-Fabrik Deutschlands, und die Zahl der aus ihr hervorgegangenen Schnellpressen dürfte die Zahl 3000 bereits überschritten haben.

Selbstgefällig! — (Illustration S. 632.) Der edlen Wissenschaften wegen hat der auf unserm Bilde vergnügt in die Welt Hineinluchende sich nie den Kopf zerbrochen, auch ist die Menschheit sicher, daß er jemals irgend welche Anstrengung machen wird, um seinen Namen durch diese oder jene nützliche Erfindung oder Entdeckung der Ewigkeit aufzubewahren, — er hatte schon zu der Zeit, wo er sich verschiedene Gemächer „studirens halber“ auf der Hochschule zu K. aufhielt, seinen Beruf mehr an der reich besetzten Tafel und beim Weintrüge gefunden, und statt materialistischer Anschauungen ist er, wie schon sein respektabler Leibesumfang zeigt, treu geblieben sein Leben lang. Dabei haben ihm die Angelegenheiten der Menschheit weder im großen noch im kleinen besondere Kopfschmerzen verursacht, — da, wo dieses unangenehme Gefühl ihn wirklich hätte beschleichen können, d. h. betreffs des Wols und Behes seiner höchst eignen Persönlichkeit, hat die „gütige Vorsehung“ ihn derart mit dem nötigen beglückt, daß in dieser Beziehung an keine Gefahr zu denken ist. Zu alledem ist er eine „gute Haut“, wie man zu sagen pflegt, die niemandem, selbst keiner Fliege etwas zu leid tun könnte. Das hindert ihn jedoch alles nicht, sich für die wichtigste Person zu halten, die es gibt, namentlich aber, seitdem man es für angezeigt gefunden, ihn in den „Hohen Rat“ seiner Vaterstadt zu berufen. Würdevoll sitzt er bei den segens- und folgenreichen Beratungen in dem Kreis der Stadtweisen, das Gesicht entsprechend seinem hohen Beruf in ernste Falten gelegt, aber ebenso würdevoll ist sein Rücken oder Schütteln des Hauptes, wodurch er seiner Meinung bei der Abstimmung den unumstößlichsten Ausdruck gibt. Aber dann, wenn dieser schwere Dienst für das Gemeinwohl wieder einmal beendet, dann erst ist er in seinem eigentlichen Element, wenn er im Kreise seiner würdigen Kollegen seinen Niefenvorrat von Schnaden und Schnurren auspacken kann. Selbstverständlich ist er der Held in jeder Geschichte, und wenn es ihm auch nicht so sehr auf wahrheitsgemäße Darstellung ankommt und meist seine Phantasie dabei das bedeutendste und nicht selten das ungeheuerlichste leistet — er glaubt schließlich selbst an die Wahrscheinlichkeit dieser Geschichten. Und wenn er später allein, wie jetzt, noch seinen Krug „Roten“ trinkt und die Kellnerin mit großem Erfolg in die vollen Waden gekniffen hat — dann freut er sich aus Herzensgrunde über sein Dasein, und es wird ihm nun erst recht klar, welche bedeutende Persönlichkeit er ist und welsch' kluge Tat die „Vorsehung“ vollbracht, daß sie ihn, so wie er ist, mitten in das Univerfium hineinstellte. — Sieh' dir ihn nur an, lieber Leser, und dann entscheide, ob ich nicht recht habe, — nein? — Du zweifelst und meinst, diese Menschengattung existiere nur in der Phantasie des Künstlers? — „Nur noch“ müßte es dann in diesem Falle heißen, denn wie uns der Habitus unseres „Selbstgefälligen“ zeigt, gehört er längst nicht mehr zu den Lebenden. Aber sein Typus, d. h. die Familie aller derer, die mit ihm geistig und seelisch eine Verwandtschaft bilden, existiert heute noch lustig weiter; deshalb sieh' dir nur Gesicht und Haltung ihres würdigen Vorfahren ganz genau an, dann mache deine Beobachtungen in der Wirklichkeit um dich her, und ich gehe jede Wette ein, daß du binnen gar nicht langer Zeit ein oder mehrere Exemplare seiner heute noch lebenden Nachkommen gefunden hast. Nur die Kleider sind gewechselt worden, sonst ist der Enkel oder Urenkel unseres „Selbstgefälligen“ noch „Wein von seinem Wein und Fleisch von seinem Fleische“, und verschiedene Generationen werden noch vergehen, ehe daß sich hierin eine wesentliche Wandlung vollzogen hat oder seine Familie wol gar ausstürbe. Letzteres zu wünschen, haben wir gar keine besondere Ursache, vor allem wenn seine Nachkommen nach der unangenehmen Seite hin nicht allzusehr aus der Art schlagen.

Gebirgsschlucht im cilicischen Taurus. (Illustration S. 633.) Die reizend romantische Schlucht mit ihrem herabstürzenden Gebirgswasser, welche die Illustration darstellt, ist eine Partie aus dem südlichen Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien, welches, wie schon im Altertum, den Namen Taurus führt. Als Fortsetzung des armenischen Taurus zieht es sich vom Euphrat aus westwärts bis an das ägäische Meer, trennt die Küstenländer Cilicien, Pamphilien und Lycien von Kappadocien, Lykaonien und Phrygien und endet an der Küste Kariens. Im östlichen Cilicien erreicht es eine Höhe von 3000–3500 Meter, und mehr westlich ist es 2–3000 Meter hoch. Sein höchster Gipfel ist 3570, sein höchster Paß 3050 Meter hoch, während die Baumgrenze im Norden 2275, im Süden 2080, die Getreidegrenze im Mittel 1787, die Schneegrenze im Norden 2925, im Süden 3250 Meter hoch zu finden ist. Als durch Eroberung die kleinasiatischen Provinzen unter fremde Herrschaft kamen, zogen sich die früheren Bewohner vielfach in die unzugänglichen Berge des Taurus zurück und führten hier ein Räuberleben. Zwei größere Flüsse durchbrechen den Taurus, und außerdem

ergießen sich von ihm aus mehrere kleinere gegen Süden ins Meer, zu welsch' letzteren auch der Saleph oder Sele, in dem Friedrich Barbarossa seinen Tod fand, gehört. Historische Verühmtheit hat der Taurus erhalten durch Kriegszüge im Altertum, wie z. B. Alexanders, welche sich durch seine Pässe bewegten. Und wie die Gebiete, welche er einrahmt und beherstet, ungütige Spuren der griechischen und römischen Kultur in den Bauüberresten aufweisen, so auch die Partie, welche unser Bild vorführt. Hier waren es jedoch die Byzantiner, von denen unweit der steilen hohen Felschluchten die Burg Annascha Kaleffi erbaut wurde. nrt.

Literarische Umschau.

„Maffiler-Bibliothek der bildenden Künste,“ bearbeitet von J. C. Wessely und Dr. W. Rosenberg. Leipzig, Verlag von Bruno Demme. — In einer Zeit wie der unseren, wo der immer härter werdende Kampf ums Dasein die Kräfte des einzelnen stets erhöhterem Maße in Anspruch nimmt und das flüchtige Treiben nach materiellem Gewinn den Sinn und die Empfänglichkeit für geistige Genüsse mehr und mehr beeinträchtigt, die idealen Güter der Menschheit fast vergessen läßt, in solcher Zeit wird man mit besonderer Freude jedes Unternehmen begrüßen, das bestimmt scheint, an seinem Teile in den breiten Schichten des Volkes echtes Schönheitsgefühl widerzuerwecken und pflegen und so die arg verwaorloste ästhetische Erziehung des heutigen Geschlechts fördern zu helfen.

Als ein Unternehmen dieser Art stellt sich im ganz besonderen das oben bezeichnete Werk dar, welches insofern an eine außerordentlich dankbare Aufgabe herantritt, als es gerade das von ihm in populärer Weise behandelte Gebiet der bildenden Künste ist, welchem das Volk im weitesten Sinne des Wortes noch ziemlich belehrungsbedürftig gegenübersteht. In großen Städten pflegen wol die Museen und öffentlichen Kunstausstellungen fleißig besucht zu werden, aber die meisten betrachten in der Regel wol nur staunend die ihnen vor die Augen tretenden Kunstschätze, ohne in ihrem Anblick jenen rechten Genuß zu finden und jene tiefe, nachhaltige Wirkung davonzutragen, welche nur durch ein wirkliches Verständnis der künstlerischen Schönheit des Angelegenen vermittelt werden können.

Das vorliegende Werk bezweckt nun — so spricht sich der Prospekt aus — „die ewigen Ideale der Menschheit, wie sie im Geiste gottbegnadeter Künstler Form und Leben gewonnen haben“, jedem nahebringen; es will „ein wahres Volksbuch“ werden, welches das große Publikum in den Geist und die Schönheit aller Kunstschöpfungen einzuführen versucht, die, von den besten Künstlern aller Zeiten und Schulen erfunden und ausgeführt, den Anspruch auf Maffigkeit erheben dürfen. Dabei ist keine erschöpfende, wissenschaftlich gegliederte Kunstgeschichte oder etwa ein allgemeines Künstlerlexikon zu geben beabsichtigt; vielmehr wollen die Herausgeber aus der großen Anzahl von Künstlern nur solche hervorheben, die durch ihre schöpferische Tätigkeit sich ganz besonders ausgezeichnet haben und, innerhalb ihres Schaffensgebietes meist den Anstoß zu eigenen speziellen Richtungen gaben, in charakteristischer Weise tätig gewesen sind. Man ging dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß der Laie vor allem die fertigen Kunstleistungen zu genießen verlangt, und es soll ihm eben das durch die hier gebotene Belehrung über die künstlerische Entwicklung der einzelnen Meister und über den Wert und die Bedeutung ihrer Werke ermöglicht werden. Durch wirklich gute Illustrationen in Lichtdruck — photographische Nachbildungen der Originale oder der besten Stiche — sucht das Werk das Auffassungsvermögen des Lesers zu unterstützen und ihn zu selbständigem Urteil zu befähigen.

Dem eben gekennzeichneten Plane gemäß, soll das überreiche Kunstmateriale bei der Lieferungsweise eingerichteten Herausgabe auch nicht systematisch oder in chronologischer Folge nach Schulen gegeben werden, sondern in bunter Reihe, wie es zu fortwährender Anregung und Frischerhaltung des Interesses der Leser am zweckmäßigsten erscheint. In den uns vorliegenden, in jeder Hinsicht trefflich ausgestatteten 5 Lieferungen sind denn auch Malerei und Plastik bereits nebeneinander behandelt. Der für ein Werk dieser Art überaus niedrige Preis von 60 Pfennigen pro Heft, deren jedes neben dem reichhaltigen Text mindestens 8 Lichtdruckbilder enthalten soll, wird die weiteste Verbreitung, die daselbst in volstem Maße verdient, wesentlich fördern; wir können es namentlich auch für jede Volksbibliothek mit gutem Gewissen auf das wärmste empfehlen und werden bei dem Erscheinen der weiteren Hefte die Gelegenheit ergreifen, auf das dankenswerte Unternehmen zurückzukommen. — r.

Redaktionskorrespondenz.

Berlin. Frau Luise W. Eine sehr einfache und vielseitigste Methode, Obst im Winter aufzubewahren, ist folgende: Man legt das Obst in Behälter, wie man sie eben hat — Kisten, Fässer u. s. w. — und füllt die Zwischenräume mit möglichst feinem, weber ganz feuchtem, noch ganz trockenem Sande, am besten Flußsand, aus. Die vollen Gefäße sind im Keller oder in anderen frostfreien Räumlichkeiten aufzubewahren, in denen man auch das Einkühlen vorzunehmen hat. Vor der Nutzung reinigt man das Obst durch Abbürsten oder Abwaschen. — Wie man Schinken auf westphälische und Hänsebrüste auf pommerische Art räuchert, können wir Ihnen auch verraten. Der Schinken wird ein wenig mit Salz eingerieben, worauf man ihn 3–4 Tage liegen läßt. Nachdem man ein Schinken von 15–16 Pfund 1–2 Lot getrockneten Salpeter, 1½ Pf. Serpals, ½ Pf. gewöhnlichen Joder und 2 Lot Wachholderbeeren und löst alles zusammen in einer Mischung von 1 Quart Bier und ½ Quart Wasser eine halbe Stunde lang. Dann läßt man es kalt werden, gießt die Brühe durch ein feines Tuch in eine Schüssel und preßt die zurückbleibenden Ingredienzien gut aus. In dieser Brühe läßt man den Schinken, bei täglich einmaligen Umräumen, ungefähr vier Wochen lang liegen. Hierauf wird der Schinken in Leinwand eingeknötet und in den Rauch gehängt. Zwei bis drei Wochen später kann er genossen werden. Mit den Hänsebrüsten macht man es auf pommerische so: nachdem man dieselben etwa 4–6 Tage hat polein lassen, werden sie mit Weizenkleie eingerieben und 24 Stunden an die Luft gehängt. Nachdem schlägt man die Hänsebrüste in Papier, oder näht sie in dünne Leinwand und hängt sie in den Rauch. Schon nach sechs bis zehn Tagen sind sie zu genießen.

Schönan. Predigtamtskandidat L. F. Ob wir Ihre uns zugesandten drei Gedichte „nach Verdienst genüßig haben“? Gewiß, Verehrtester, wir haben sie würdig gefunden des ewigen Friedens im Schoße unsres mit gleicher Liebe alles in ihn eingehende umfassenden, über alle maßen toleranten — Papierkorbes.

Leipzig. H. Fr. Wir müssen Ihre Anfrage verneinen. Die Erfüllung des gleichzeitig geäußerten Wunsches aber werden wir uns angelegen sein lassen.

Inhalt. Herschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Schluß). — Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer, von Dr. Max Vogler (Schluß). — Aus Deutschlands schlummernder Blut- und Eisenzeit. Historische Novelle von Carl Cassan (Schluß). — Blicke in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S. (Schluß). — Selbstgefällig! (Mit Illustration). — Gebirgsschlucht im cilicischen Taurus (mit Illustration). — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz.